

UNIVERSITÄTS
BIBLIOTHEK



universität
wien

MULTATULI

Kleine Erzählungen und Skizzen

Reclam
Leipzig
1902

eod | books2ebooks.eu

digitalisiert an der
Universitätsbibliothek
Wien

digitised at Vienna
University Library

books2ebooks – Millions of books just a mouse click away!



European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook. Pay online with a credit card of your choice and build up your personal digital library!

What is an EOD eBook?

An EOD eBook is a digitised book delivered in the form of a PDF file. In the advanced version, the file contains the image of the scanned original book as well as the automatically recognised full text. Of course marks, notations and other notes in the margins present in the original volume will also appear in this file.

How to order an EOD eBook?



Wherever you see this button, you can order eBooks directly from the online catalogue of a library. Just search the catalogue and select the book you need.

A user friendly interface will guide you through the ordering process. You will receive a confirmation e-mail and you will be able to track your order at your personal tracing site.

How to buy an EOD eBook?

Once the book has been digitised and is ready for downloading you will have several payment options. The most convenient option is to use your credit card and pay via a secure transaction mode. After your payment has been received, you will be able to download the eBook.

Standard EOD eBook – How to use

You receive one single file in the form of a PDF file. You can browse, print and build up your own collection in a convenient manner.

Print

Print out the whole book or only some pages.

Browse

Use the PDF reader and enjoy browsing and zooming with your standard day-to-day-software. There is no need to install other software.

Build up your own collection

The whole book is comprised in one file. Take the book with you on your portable device and build up your personal digital library.

Advanced EOD eBook - How to use

Search & Find

Print out the whole book or only some pages.



With the in-built search feature of your PDF reader, you can browse the book for individual words or part of a word.

Use the binocular symbol in the toolbar or the keyboard shortcut (Ctrl+F) to search for a certain word. "Habsburg" is being searched for in this example. The finding is highlighted.

Copy & Paste Text



Click on the “Select Tool” in the toolbar and select all the text you want to copy within the PDF file. Then open your word processor and paste the copied text there e.g. in Microsoft Word, click on the Edit menu or use the keyboard shortcut (Ctrl+V) in order to Paste the text into your document.

Copy & Paste Images



If you want to copy and paste an image, use the “Snapshot Tool” from the toolbar menu and paste the picture into the designated programme (e.g. word processor or an image processing programme).

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes.

Terms and Conditions in English: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/en/agb.html>

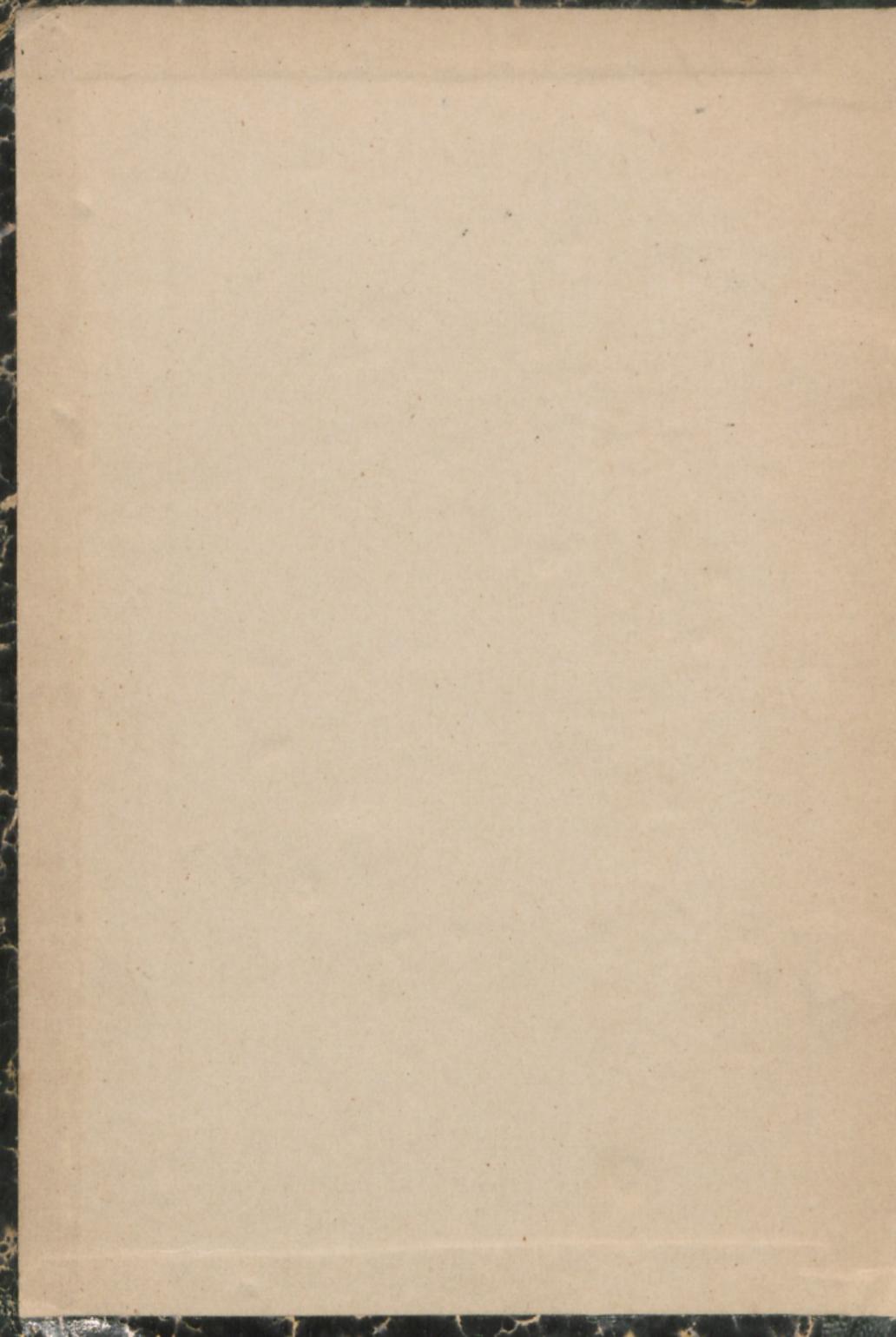
Terms and Conditions in German: <http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/de/agb.html>

More eBooks

More eBooks are available at <http://books2ebooks.eu>

I
201636

4335



20 Pfennig.

0.24 ö.-u. K.-B.

Universal-Bibliothek

4335

Kleine

Erzählungen und Skizzen

von

Multatuli.

(E. D. Deffer.)

Aus dem Holländischen übersezt und mit einer Einleitung

versehen von

Paul Raabe.

Leipzig.

Verlag von Philipp Reclam jun.

Vollständige Verzeichnisse der Universal-Bibliothek sind durch jede Buchhandlung stets gratis zu beziehen.

Universal-Bibliothek.

Bis August 1902 sind 4340 Nummern erschienen.

Jedes Werk ist einzeln käuflich. — Preis: 20 Pfennig die Nummer.

Ein vollständiges Verzeichnis ist durch jede Buchhandlung gratis zu beziehen.

Neueste Erscheinungen:

4314. **Theodor Gasmann**, Er reist für Bollinger. Schwank in drei Aufzügen. Durchgesehen u. herausgegeben von Carl Friedrich Wittmann.
4315. **Guy de Maupassant**, Ausgewählte Novellen. Aus dem Französischen übertragen v. Hedda u. Arthur Moeller-Brud. Zweites Bändchen.
- 4316/17. **Dr. Albert Bipper**, Erläuterungen zu Schillers Wallenstein. I. Wallensteins Lager. II. Die Piccolomini. III. Wallensteins Tod.
4318. **Leonard Merrick**, Der Theaterdirektor. Roman. Autorisierte Übersetzung aus dem Engl. von A. Kellner.
4319. **Anton Tschekow**, Die Möwe. Schauspiel in vier Aufzügen. Für die deutsche Bühne bearb. v. Heinrich Stimmde.
4320. **Elias Kraemmer**, Fröhliche Bürger. Norwegische Kleinstadtgeschichten. Autoris. Übersetzung v. Ch. Feldtmann.
4321. **E. Kraemmer**, Väter der Stadt. Norwegische Kleinstadtgeschichten. Autorisierte Übersetzung von Ch. Feldtmann.
4322. **Dr. Heinr. v. Lenk**, Die Geschichte Transvaals von der Gründung des Staates bis zur Wahl des Präsidenten Paul Krüger. 1852—1883. Erstes Bändchen: Bis zur Annexion durch England 1877/80.
4323. **G. Verdi**, Der Troubadour. Opernbücher 51. Band.
- 4324—26. **Jean Rameau**, Die Hexe. Roman. Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Henriette Dévidé.
4327. **Antonie Andrea**, Aus dem Frauenleben. Erzählungen.
4328. **Wilh. Marsano**, Die Helde Lustspiel in einem Aufzug. Herausgegeben u. durchgesehen von C. Friedr. Wittmann.
4329. **Euf. v. Adlersfeld-Balleshof**, Halali. Der Fall Stachelberg. Zwei Kriminalnovellen.
4330. **Dichter-Biographien**. 8. Band. **Nikolaus Lenau**. Von Rud. v. Gottschalk. Mit Lenaus Bildnis. Geb. 60 Pf.
- 4331—34. **Claire von Glüme** Dönninghausen. Roman.
4335. **Multatuli (E. D. Decker)**, Kleinere Erzählungen und Skizzen. Aus dem Holländischen übersetzt und mit einer Einleitung versehen von Paul Natché.
4336. **Matthäus Stegmeyer**, Röchel Pumpernickel. Musikalisches Quodlibet in drei Aufzügen. Musik arrangiert von Schwanenthal. Mit einer Einleitung von Eugen Friedrich Höfler. Herausgegeben von Carl Friedrich Wittmann.
4337. **Teo von Torn**, Offiziersgeschichten. Humoresken. 2. Band.
4338. **Ernst v. Wolzogen**, Ein unbekanntes Blatt. Lustspiel in drei Aufzügen. Bühneneinrichtung.
- 4339/40. **Johann Friedrich Herbar**, Allgemeine Pädagogik aus dem Zweiten der Erziehung abgeleitet. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Theodor Frisch. Geb. 80 Pf.

Einband-Decken

in Ganzleinen zur Universal-Bibliothek (dieselben wie zu Reclam's Miniaturausgaben) ohne Titeldruck in 9 Größen, für Bände im Umfang von 5, 8, 12, 16, 20, 25, 30, 35 u. 42 Bogen, sind, pro Stück 30 Pf., durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Kleine
Erzählungen und Skizzen

von

Multatuli.

(E. D. Deffer.)

Aus dem Holländischen übersezt und mit einer Einleitung

versehen von

Paul Raché.

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

I.
201636/4335



Einleitung.

Der Name Multatulis gehört zu denen, die neuerdings viel genannt worden. Ich habe verschiedentlich den Ausspruch gehört, daß Multatuli „Mode wird.“ Das ist so ungefähr das Schlimmste, was man dem großen holländischen Dichterphilosophen nachsagen kann. Multatuli und Mode! Multatuli ist nie „Mode“ gewesen und wird es nie sein. Als im Herbst 1899 Wilhelm Spohr den ersten Band seiner deutschen Multatuli-Übersetzung erscheinen ließ, dieses groß angelegten, mit bewundernswerter Energie und Liebe durchgeführten Unternehmens, da konnte man vielleicht hoffen, daß der Versuch, den genialen Holländer bei uns heimisch zu machen, von vollstem Gelingen begleitet sein würde. Diese Hoffnung hat sich nur zum Teil erfüllt. Multatuli gehört noch immer nicht zum geistigen Besitzstand der „literarisch Gebildeten,“ die vielfach immer noch nicht wissen, daß wir in Multatuli einen der größten, umfassendsten Geister des neunzehnten Jahrhunderts zu verehren haben. Es ist das eine Erfahrung, die man ja nicht zum erstenmal bei dem „Volke der Dichter und Denker“ macht, obgleich man meinen sollte, daß eine Generation, die so von der Bedeutung Nietzsche durchdrungen ist, auch für einen Multatuli genügend Verständnis haben sollte. Aber es scheint, wir stecken noch zu sehr im Übermenschentum drin, um an der reinen Menschlichkeit Multatulis Gefallen zu finden.

Wer die Bekanntschaft Multatulis sucht, pflegt gewöhnlich zuerst zu dem „Max Havelaar“ zu greifen. Und das ist verkehrt. Die Eigenart Multatulis kommt in jedem seiner andern Werke besser und charakteristischer zum Ausdruck, als in diesem Kolonialroman, der mehr als alles andere bei Multatuli Tendenzschrift ist, und der mit seiner Schilderung der kolonialen Mißwirtschaft auf Niederländisch-Indien für jeden Nicht-Holländer des persönlichen Interesses entbehrt. Und doch muß jede Charakteristik der schriftstellerischen Individualität Multatulis von dem „Havelaar“ ihren Ausgang nehmen.

Mullatuli, mit seinem bürgerlichen Namen Eduard Douwes (spr. Dau'es) Deffer, wurde 1820 in Amsterdam geboren, besuchte das Gymnasium, wurde dann auf Wunsch seines Vaters Kaufmann und ging mit achtzehn Jahren nach Indien, um in den holländischen Kolonialdienst einzutreten. Es spricht für die Begabung Deffers, daß er hier rasch von Stufe zu Stufe stieg, bereits 1851, also mit einunddreißig Jahren, das verantwortungsvolle und angesehenere Amt eines Assistent-Residenten zu Amboina erhielt und 1856 in gleicher Eigenschaft nach Lebak versetzt wurde, wo die Tragödie seines Lebens anfang. Um auf leichte Weise die einheimische Bevölkerung im Zaum zu halten, haben die Holländer die kluge Einrichtung getroffen, den einheimischen Fürsten ihre Selbständigkeit zu lassen. Diese sind nach wie vor „Regenten,“ wenn auch nur nominell. Ihnen zur Seite steht ein höherer holländischer Beamter, der den Titel „Assistent-Resident“ führt, und in dessen Händen die gesamten Verwaltungsgeschäfte liegen. Die Regenten sind regelrechte asiatische Despoten, die ihre Untertanen nach Kräften ausnützen und aussaugen, und der Assistent-Resident, der weniger strupulös und mehr auf seinen eignen Vorteil bedacht ist, hält es in der Regel mit dem Regenten, besonders da die Regierung bei entstehender Differenz leicht geneigt ist, lieber den Assistenten ins Unrecht zu setzen als den Regenten, von dessen Zufriedenheit ja schließlich die Ruhe in einem ganzen Bezirke abhängt. Die Folge dieses Systems war erbarmungslose Ausbeutung der eingeborenen Javaner durch einen despotischen Fürsten und einen gewissenlosen Assistenten. Deffer, der in seiner siebenjährigen kolonialen Tätigkeit das menschenunwürdige Dasein der Javaner aus eigener Anschauung kennen gelernt hatte, versuchte in seiner Stellung in Lebak mit diesem System zu brechen. Persönliche Differenzen mit dem Regenten von Lebak waren die Folge, Beschwerdeschriften und Anklagen gegen den Regenten bei der Regierung in Batavia blieben ohne Wirkung, Deffer wurde vielmehr „ernstlich zurechtgewiesen,“ worauf er es vorzog, seine Entlassung aus dem Staatsdienst zu nehmen.

Für einen Mann mit einem so ausgeprägten Gerechtigkeitsgefühl wie Deffer, war es von vornherein eine ausgemachte Sache, daß er doch noch sein Recht finden würde. Er ließ kein Mittel unversucht, um sich Gehör zu verschaffen, der Regierung die Augen zu öffnen über die Mängel des bestehenden Systems. Vergeblich. Da beschloß er, nach Europa zu gehen, um hier seine Sache durchzusetzen. Wiederum getäuschte Hoffnungen. Jahre bittersten Elends folgten. Deffer war ohne Pension verabschiedet worden, Vermögen besaß er nicht, ein stark ausgeprägter Wohltätigkeits-sinn, der oft die Grenzen der ihm zu Gebote stehenden Mittel überschritt, hatte ihn in Schulden gestürzt, und inmitten dieser tiefsten äußeren Not entstand der „Havelaar.“ Die Briefe an Tine, sein geliebtes Weib, gaben zuweilen Zeugnis von dem Elend, durch das der Dichter sich durchkämpfen mußte. An einer Stelle heißt es: „Gestern habe ich zehn Centimes für ein kleines Fläschchen Tinte leihen müssen. Wenn ich die zehn Centimes nicht zurückgeben kann, bin ich wieder ein Dieb. Man müßte die Kraft bewundern, daß man mit solcher geliehenen Tinte schreiben kann.“ In Brüssel, im Winter 1859, in einem ungeheizten Herbergzimmer oder auch an dem schmutzigen Herbergstisch unten im Gastzimmer, in der Umgebung von zechenden Trinkern, wurde der größte Teil des „Havelaar“ geschrieben.

Im folgenden Jahre, 1860, erschien dann der Roman. Seine Wirkung war eine gewaltige. Im Parlament kam es sogar zu einer Interpellation über den „Havelaar,“ und ein Abgeordneter stellte fest, daß „ein Schaudern durch das Land gegangen sei“ bei den Enthüllungen des Romans. Aber das, was Mullatuli suchte: Gerechtigkeit für seine Savaner, Gerechtigkeit für sich, fand er auch jetzt nicht. „Das Buch sei so schön, sagten sie. Und sie lasen es so gierig und lasen es überall. Und doch . . . doch ist kein Recht geschehen! Dennoch bin ich ebenso weit, als wenn mein Buch nicht schön gewesen wäre. Ebenso weit, als ob nicht so viele Tränen auf die Handschrift niedergefallen wären. . . Und da bin ich verdrießlich und bitter geworden.“ So sprach

Multatuli zwei Jahre nach dem Erscheinen des „Havelaar“ in seiner Schrift über „Freie Arbeit in Niederländisch-Indien.“ Das Publikum riß sich um sein Buch, aber man nahm den „Havelaar“ mehr als eine Art Kuriosum hin, und das System, das durch die Tradition geheiligte, das zu tief eingewurzelte, blieb dasselbe. Das Unglück wollte es auch, daß Multatuli um den äußeren Erfolg seines Werkes betrogen wurde. Einem vermeintlichen Freunde, dem bekannten Romanschriftsteller Jakob van Lennep, hatte er vor Erscheinen des Buches das Eigentumsrecht gegen eine Summe von zwölfhundert Gulden übertragen, und Lennep suchte die Verbreitung des Buches auf alle mögliche Weise zu verhindern. Es waren nur dreizehnhundert Exemplare gedruckt worden, die in wenigen Monaten vergriffen waren. Trotzdem weigerte sich Lennep, einen Neudruck vornehmen zu lassen. Infolgedessen konnte namentlich in Indien die starke Nachfrage nicht befriedigt werden, so daß dort einzelne Exemplare mit hundert Gulden das Stück gekauft wurden. Erst nach Lenneps Tode, 1870, konnten weitere Ausgaben erscheinen und in vier Jahren nicht weniger als zwanzigtausend Exemplare abgesetzt werden — ein für das kleine Holland ganz ungeheurer Erfolg.

Zunächst aber blieben Multatuli die Früchte dieses Erfolges versagt, und er hatte weiter mit der bittersten Armut zu kämpfen. Um so erstaunlicher ist die ganz gewaltige Produktivität, die er in diesen Zeiten der Not entfaltete. Ein Jahr nach dem „Havelaar“ erschienen seine „Minnebriefe,“ 1862 kam der erste Band der „Ideen“ heraus, des großen Lebenswerkes Multatulis, dessen siebenter und letzter Band, 1877, den Abschluß seines schriftstellerischen Schaffens bildete. Der vierte Band der „Ideen“ enthielt das Drama „Fürstenschule,“ das seit langem ein beliebtes Repertoirestück der holländischen Bühnen bildet, und das ja jetzt auch in Deutschland zur Aufführung gelangt ist.*) In die „Ideen“ eingestreut ist auch die „Geschichte vom Kleinen

*) Universal-Bibliothek, Nr. 4274.

Waltther," Bilder aus dem Seelenleben eines Knaben, so wunderbar fein beobachtet, so rein menschlich nachempfunden, so tief und groß und umfassend, daß man den „Waltther“ wohl als den Höhepunkt des schriftstellerischen Schaffens Multatulis, den reinsten Ausfluß seiner großen Menschlichkeitsphilosophie bezeichnen kann. In den Anfang der siebziger Jahre fallen dann noch seine „Millionenstudien," die Multatulis Beobachtungen in den Wiesbadener Spielfäulen ihr Entstehen verdanken. Das Werk war anfangs für das Tageblatt „Het Noorden“ bestimmt. Aber es erschienen nur wenige Fortsetzungen. Deshalb, das sagt Multatuli in der Vorrede der Buchausgabe der „Millionenstudien“ in einem Bekenntnis, das an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Es lautet:

„Ich erachte es für nötig, den Lesern mitzuteilen, daß die ‚Millionenstudien‘ anfänglich bestimmt waren, als Feuilleton in dem Tageblatt ‚Het Noorden‘ zu erscheinen. Jedoch sehr schnell sah ich mich genötigt, meine Arbeit abzubrechen, weil die Leser dieser Zeitung, nach der Versicherung der Redaktion, ‚nichts davon begriffen.‘ Ich hoffe, diesmal glücklicher zu sein.“

Was die äußeren Lebensschicksale Multatulis anlangt, so ist es ihm nach einem unstillen, an Entbehrungen überreichen Wanderleben während der Zeit von 1860—1870 endlich geglückt, etwas festen Boden unter den Füßen zu fassen. Von 1870 an lebte er etwa ein Jahrzehnt lang in Wiesbaden, und dann bis zu seinem Tode in Nieder-Engelheim am Rhein. Dort ist er am 19. Februar 1887 gestorben. Seine sterblichen Überreste wurden am 23. Februar in Gotha verbrannt. Deutschland ist ihm zur zweiten Heimat geworden. Hoffentlich ist die Zeit nicht allzu fern, wo es ihm auch eine geistige Heimstätte wird.

Es ist schwer, fast unmöglich, in einer kurzen Skizze von der schriftstellerischen Eigenart Multatulis auch nur einigermaßen ein Bild zu geben. Ein Universalgeist wie Multatuli kann nicht mit wenigen Strichen abgetan werden. In Erstaunen bei Multatuli setzt die Vielseitigkeit seines Wissens, sein sprudelnder Gedankenreichtum, der fast übervoll quillt und seiner Schreibweise etwas

Sprunghaftes gibt; ein Stil, der nicht jedermanns Sache ist, in den man sich erst hineinlesen muß. Aber hat man sich einmal an die Eigenart Multatulis gewöhnt, dann packt die temperamentvolle, immer das persönlichste Ich hervorkehrende Schreibweise ungemein. Dann begreift man auch, daß Multatuli ein Dichter ist, und bewundert die Kraft seiner poetischen Ausdrucksweise. Aber so tausendfarbig schillernd auch die Form ist, in die er seine Gedanken gießt, er verliert niemals den Endzweck dessen, was er sagen will, aus den Augen. Und Multatuli will immer etwas sagen. Bezeichnend für ihn ist die Ankündigung, die er seinen „Ideen“ vorausschickt. Es heißt da: „Ich werde darin nach Wahrheit streben. Das ist mein einziges Programm. Ich werde geben: Berichte, Erzählungen, Geschichten, Parabeln, Bemerkungen, Erinnerungen, Romane, Prophezeiungen, Paradoxe . . . Ich hoffe, daß in jeder Erzählung, in jeder Mitteilung eine Idee enthalten ist. Nennt mein Werk also Ideen!“

Da haben wir den ganzen Multatuli: Ideen in den mannigfachen Formen und zusammengehalten durch das eine große gemeinsame Band: Streben nach Wahrheit. Der Abscheu vor der Lüge, das Streben nach Wahrheit war es gewesen, was Multatuli die Feder in die Hand gedrückt hat, was ihn, den Vierzigjährigen, der keineswegs den Beruf als Schriftsteller in sich fühlte, zur Herausgabe des „Havelaar“ drängte. Und „Kampf der Lüge und Heuchelei!“ ist die Losung gewesen, von der alle seine späteren Schriften ausgingen, in denen er mit schonungsloser Satire die Lügen von Staat und Kirche, von Gesellschaft und Sitte bloß legt. Wenn er einmal von sich selber gesagt hat: „Alles, was ich schrieb, ist wahr,“ so ist das allerdings ein sehr stolzes Wort. Aber wenn jemand die Berechtigung hatte, dies von sich sagen zu dürfen, so war es Multatuli.

Hamburg, 1902.

Dr. Paul Rache.

Im Spielsaal.

„Sehen Sie einmal die Dame dort am Trente-et-Quarante,“ flüsterte mir mein Begleiter zu. „Ihr Mann hat, um sein Geschäft im Gange zu halten, 40 000 Frank nötig, und zwar bald . . . sehen Sie nur, wie sie sich abmüht . . .!“

Ich hatte die Dame schon öfters gesehen und auch ihren Mann, der mit verstörtem Gesicht im Saale umherlief, wenn sie verlor. Beide fielen mir sofort durch ihr angenehmes Äußere auf. Es freute mich immer, wenn die kleine Frau gewann, und ich war traurig bei ihrem Verlust, als ob es mich selbst anging. Im allgemeinen ist es sehr schwierig, auf den Lauf des Spieles zu achten, ohne für oder gegen den Spieler Partei zu nehmen. Ganz unwillkürlich nimmt man Anteil, indem sofort jede Chance des Spiels zum Ausdruck kommt. Jeder Coup ist der Akt eines Dramas.

Es ging der Frau, die ich im Augenblick zur Heldin gewählt hatte, recht schlecht. Sie wechselte einen Tausendfrankschein nach dem andern, und nur selten bekam sie einen zurück. Seit mehreren Tagen hatte ich beobachtet, daß sie vier oder fünf dieser Scheine besaß. Wie Ebbe und Flut wechselte diese Zahl, um aber schließlich immer auf derselben Höhe zu bleiben. Schon lange vor der Mitteilung meines Begleiters hatte ich den Eindruck, daß sie eine bestimmte Summe brauchte, die sie aber nicht erlangen konnte. Sie spielte nicht wie jemand, der gewinnen will, sondern wie jemand, der gewinnen muß. Die paar tausend Frank, die ihr Kapital ausmachten, barg sie in einem allerliebsten Damenportefeuille in ihrem Mieder. Zwanzigmal in jeder Sitzung wurde das

zusammengefaltete Päckchen da herausgeholt, jetzt gewechselt, dann bei günstigeren Chancen wieder vervollständigt und weggesteckt — immer mit dem Ausdruck: „jetzt zum letztenmal, ich breche es nicht mehr an“ — und immer wurde es wieder von neuem hervorgeholt, um gegen Louisdors eingewechselt zu werden und den hartnäckigen Kampf fortzusetzen.

Zuweilen schien es, als ob der Mann ihr zurief: „Hör' auf, hör' auf, es geht nicht! Laß uns um Himmels willen die 5000 Frank behalten!“ . . . Aber das Frauchen war hartnäckig, eigensinnig, vielleicht standhaft und mutig. So etwas läßt sich immer erst durch das Resultat feststellen.

Wenn ihre Augen denen ihres Mannes begegneten, schien es, als ob sie geloben wollte, zwei, drei oder viertausend Frank übrig zu behalten. Dann, wenn sie ihr kleines Anlagekapital wieder zusammen hatte, schien es, als ob sie es nicht mehr anbrechen wollte. Aber auch ein anderer Ausdruck lag oftmals auf ihrem Gesicht, besonders wenn sie Unglück hatte und ein neues Billet wechseln mußte. Ich las darauf: „Beste Freund, was nutzen uns die paar Tausend? Wir brauchen mehr! Also entweder, oder!“ . . . Und ängstlich, mißvergnügt, verdrießlich wendet er sich ab. Er schien mehr zu leiden oder sein Leiden weniger standhaft zu tragen als sie.

Sie hatte jetzt vier Billets weggesteckt, vor ihr lagen 20 Louis. Sie setzte unveränderlich — sollte es ein System sein? — drei Goldstücke auf Schwarz, ließ den Gewinn bis auf 24 stehen und setzte dann einen Louis hinzu, um die Waise auf 500 Frank vollzumachen. Hierzu waren drei aufeinanderfolgende Gewinnsätze nötig. Nach dem vierten Gewinner lagen da 1000 Frank, so daß nach dem fünften zu ihrem Einsatz ein Billet hinzugesügt werden konnte. Von diesen Billeten hatte sie 40 nötig, um nicht mit Mann und Kindern zu Grunde gehen zu müssen.

Während all der Tage, die sie spielte, traf sie nur einmal eine Gewinnserie von sechs, und grade genügten Serien

von fünf Gewinnen, um ihr zusammengeschmolzenes Kapital immer wieder vollzumachen. Bei dem siebenten Gewinner wollte sie „moitié“ ansagen . . . das hatte sie mit ihrem Manne verabredet . . . aber nicht einmal kam sie soweit.

Auch heute war die Ärmste nicht sonderlich vom Glück begünstigt. Wieviel Zwischenfälle! Drei Louis wurden sechs und sechs wurden nichts! Wieder drei gesetzt . . . und sieh . . . wieder sind sie sechs gewesen und nichts geworden. Und dann die dummen Zweischläge! Drei gewesen, sechs geworden, zwölf . . . wieder weg, alle zwölf! Dann folgen wieder Zwischenfälle . . . gewonnen . . . weg . . . gewonnen . . . weg . . . gewonnen . . . weg . . . es geht nicht!

Ein Bierschlag! Drei . . . sechs . . . zwölf . . . Jetzt wird's glücken . . . Vierundzwanzig . . . wahrhaftig, es wird gehen . . . schnell einen Louis hinzugesetzt, um die 500 Frank vollzumachen zu einem „Rouleau.“

„Rouge gagne!“

Weg sind die 500 Frank!

„Madame hätte den ganzen Satz zurückziehen müssen,“ sagte jetzt nach dem Fehlschlag ein Prophet, der hinter ihr stand.

Ach, wo stehen, sitzen oder kriechen solche Wesen nicht umher, sie, die stets „nach dem Fehlschlag“ genau wissen, was vorher hätte getan werden müssen! . . . Aber sie kümmern sich nicht um die ärgerliche Weisheit und fährt fort, ihre drei Louis zu setzen, bis ihr eine günstige Serie winkt.

Noch einmal — war es Eigensinn oder Mut —

Wer wird stärker sein, sie oder das Schicksal?

Ach, ihr Kapital droht öfters in nichts zu zerfließen! Und das Schicksal ist unerschöpflich in Zwei- und Dreischlägen, in Fehlschlägen und selbst in Serien von Rot, wenn dies alles dazu dienen kann, um die Geduld des Ärmsten auf die Probe zu stellen, der sich nun einmal vorgenommen hat, auf Schwarz zu setzen.

Rouge, rouge, rouge, immer das verfluchte rouge! †

Der oder jener Schlingel gewann sicher Kapitalien auf diese Farbe.

Und mein armer Schützling — das war sie geworden durch die Andacht, womit ich ihr Spiel und ihre Gemütsbewegung verfolgte — wechselte ein Billet nach dem andern. Jetzt hatte sie nur noch eins. „Das behalte ich,“ nickte sie ihrem Manne zu.

Aber der zeigte sich sehr betrübt und schien die Qual nicht länger mit ansehen zu können. Er ging hinaus, warf sich auf einen der Stühle an den Tischen hinter dem Kurhaus, nahm sich eine Cigarre, die er nicht rauchte, und bestellte ein Glas Limonade, das er nicht trank . . .

Mit starrem Blick sah er vor sich nieder und zeichnete seltsame Figuren in den Sand. Er schien sich Mühe zu geben, zu lächeln, aber es glückte ihm nicht. An der Bewegung seiner Lippen merkte man, daß er mit sich selber sprach. Was konnte er sich anderes zu sagen haben, als daß er ruiniert war? Ruiniert, nicht wegen der 5000 Frank, die seine Frau fast ganz verloren hatte, sondern wegen des Mißglückens des stolzen Programms ihrer Hoffnung, durch das Nichtgewinnen der 40 000, die er so dringend nötig hatte, um nicht zu Grunde zu gehen.

Wir traten wieder in den Saal hinein und spähten nach der kleinen Frau, die einen so mühsamen Kampf kämpfte. Außer dem einen Billet in ihrem Nieder blieben ihr nur noch zwei Louis. Sie stand auf und warf die beiden Stückchen auf die Lieblingsfarbe, die sie so im Stiche gelassen hatte.

Die erste Reihe der niedergelegten Karten hatte einen niedrigen Point. Die Chancen standen gut für Schwarz . . .

Es würde auch was helfen, wenn die zwei Stücke sich auf vier vermehrten, und selbst auf acht oder gar auf sechzehn!

Dennoch blieb sie wartend stehen, die Hand auf der Lehne ihres Stuhles, um die Chance bis zum äußersten abzuwarten. Denn, sobald sie den Platz verließ und den Tisch und den Saal, dann würde die Sache entschieden sein, un wider-

ruflich entschieden zu ihrem Nachteil. Und das hätte sie dann ihrem Mann mitteilen müssen, sie, die so übermüthig ihr Wünschen und Hoffen bis zur Sicherheit hinaufgeschraubt hatte.

System? Berechnung? Ach nein, das hatte sie nicht! Was wußte sie noch vor acht Tagen vom Spiel? Aber sie war mutig und fühlte Willenskraft. Dies war alles, wenn es auch nicht genug zu sein schien.

Sie wartete.

Es war doch immer möglich, daß die zwei Louisdor, diese zwei letzten Stücke . . .

Nun, ihre letzten waren es eigentlich nicht. Sie besaß ja noch immer das eine Billet. Nein, das besaß sie nicht. Es war, als ob sie es nicht hatte. Sie hatte doch ihrem Manne versprochen, es nicht wechseln zu lassen? Vielleicht war es auch gar nicht nötig . . . die erste Kartenreihe hatte einen niedrigen Point . . . Schwarz würde sicherlich gewinnen . . .

„Et trente Points!“ rief der Croupier, indem er die letzten Karten der beendigten „taille“ wegschob.

Der Coup galt nicht, weil die zweite Reihe Karten weniger als 31 Punkte auswies und der Satz also nicht ablief.

Da lagen nun die zwei Louis, mit denen sich diesmal das Schicksal nicht bemühen zu wollen schien. Was sollte sie tun? Wenn der letzte Satz verloren gewesen wäre, sie würde fortgegangen sein. Wirklich! Aber jetzt? Warten auf die neue „taille?“ Nicht warten? Was war nach all ihrem Unglück von diesen zwei dummen Goldstückchen noch zu hoffen? Von diesen beiden letzten . . .

Allerdings . . . das Bankbillet! Auch das letzte!

Nein, nein, sie hatte es ihrem Manne gelobt . . . wirklich!

Ihr Herz klopfte.

Weggehen? jetzt?

Sie konnte doch die 40 Frank der Bank nicht schenken?

Nein! Aber es war doch ihr Geld. Sie konnte es nicht zurücknehmen.

Würde das nicht dumm aussehen vor der „Galerie?“ Sah es nicht grade aus, als ob sie die zwei Louis nötig hätte, um heute zu essen, zu wohnen, zu leben? Mußten denn all die fremden Menschen wissen, wie arm sie war?

Noch schwankend und unschlüssig beschloß sie dennoch. Denn indem sie zögerte wegzugehen, blieb sie, und ihr Bleiben war Beschluß. Auf alle Fälle konnte sie doch „abwarten, was in der folgenden taille aus den zwei Louis werden würde, und dann auch wirklich nicht mehr.“

Und was die fremden Leute anbetrifft . . . weshalb das Bankbillet nicht wechseln? Sie konnte dann mit 50 Louis aufstehen, und „jeder würde dann sehen, daß sie nicht ‚fertig‘ war, wenn sie mit ihrem Portemonnaie voll Gold wegging.“

Sawohl! aber sie hatte ihrem Manne gelobt . . .

Gelobt? Nun ja . . . nicht zu spielen mit dem letzten Bankbillet! Aber . . . wechseln, das konnte sie jederzeit tun. Damit war ja noch nichts gewagt. Sie würde es nur „der Leute wegen“ tun, um zu zeigen, daß sie noch nicht „fertig“ war.

Ach wie gern, wie innig gern hätte sie ihren Mann überrascht mit einem guten Resultat ihres Wagnisses. Die Rettung aus der Not kam ihr minder begehrenswert vor als die Freude, ihm sagen zu können, daß er gerettet war, und . . . durch sie! Gewiß würde er sie in diesem Augenblick schön finden und lieb haben . . .

Doch nachdem schon so viele Illusionen zerstört waren, war es töricht, jetzt noch etwas von den zwei Louis zu erhoffen. Und die anderen fünfzig . . . nein, nein, davon wollte sie keinen einzigen setzen. Sie wußte ja aus Erfahrung, wie schnell man ein Billet verspielen kann, mit Mises von 60 Frank. Überdies mußte Geld aufgehoben werden für die Hotelrechnung, die schon ziemlich hoch aufgelaufen war,

denn . . . „sie hatte so fest darauf gerechnet, daß sie gewinnen würde.“ Und auch für die Reise nach Hause . . .

Nach Hause? Würde ihr Mann wirklich nach Hause gehen dürfen? wo seiner Wechselproteste warteten, und Scham und Schande? Bankrott, Untergang und Verzweiflung? Doch, wenn sie nicht nach Haus gingen, wohin dann?

Und der verhängnisvolle Augenblick war nahe. Die 40 000 Frank mußten heute gewonnen werden, heute noch, oder . . .

Aber mit den 50 Goldstückchen, die sie für ihr Billet empfangen würde, falls sie es wechselte, würde sie doch nicht weiterspielen.

Nein, nein, spielen würde sie mit dem Gelde nicht, wirklich nicht. Nur wechseln, und auch das nur „wegen der Leute.“

Sie holte jetzt den sechsmal zusammengefalteten Schein hervor. Er war warm und feucht. Ach, dieses Stückchen Papier hätte bezeugen können, wie bang dieser Busen klopfte!

Mit einem mißglückten Versuch, ein gleichgültiges Gesicht zu zeigen, entfaltete sie das Papier.

Ihre Hand bebte . . .

„O fortune à ton caprice,“ erklang die Musik aus dem Park hinter dem Kuriaal.

Und wie um ihr Beben unter einer anderen Bewegung zu verbergen . . . begleitete sie mit dem Billet den Takt der Melodie: „tiens, je livre mon destin!“

„L'or n'est qu'une chimère,“ . . . antworteten Roberts Kameraden im Chor.

Der Robert und seine Kameraden hatten gut reden. Sie waren niemals mit Wechselprotesten und Bankrotten in Berührung gekommen. Damals kam man noch mit einer Portion rohen Kampfesmutes durch.

„Sachons nous en servir . . .“

Nous en servir? Wessen bedienen? Mutes? Den hatte sie! Geldes? Das hatte sie fast nicht mehr . . .

Ihre Knieen wankten . . .

„Grâce . . . grâce . . .“ flehte oder gelobte jetzt die Musik.

„Non, non, non, non!“ polterte Robert.

Da sie nun doch einmal wartete, konnte sie dies grade so gut sitzend wie stehend tun. Sie nahm den Platz auf ihrem eben verlassenen Stuhl wieder ein. Doch nein, nicht ganz. Es verlohnte sich nicht erst, sich's bequem zu machen und sich dann wieder an den Tisch zu setzen, als ob sie unbescheiden genug wäre, noch etwas zu hoffen. Sie schob sich gegen den Stuhl, sie ließ sich gleiten . . . sie sank nieder und saß . . . nun ja, sie saß, fast wie Molière beim Frühstück mit Ludwig XIV., auf der äußersten Kante ihres Stuhles . . . nur ganz, ganz wenig auf der Kante. Beinahe saß sie also nicht, aber . . . sie saß doch. Und sie wartete!

Inzwischen waren die Croupiers damit beschäftigt gewesen, die Karten für die neue taille zurechtzumachen.

Die sechs Spiele waren aus der in dem Tisch angebrachten Vertiefung aufgenommen, in die nach jedem Coup die Karten hineingeschoben wurden. Sie wurden in Päckchen geteilt, bunt durcheinander geschoben, von einer Hand in die andere gegeben, immer wieder durchgemischt und endlich wieder zu einem Paß zusammengelegt.

Einer von den Croupiers bot nun einem aus dem Publikum die „Coupe“ an. Dieses Coupieren geschieht stets durch ein Mitglied der Galerie, das der Bank gegenüber gewissermaßen das Publikum vorstellt. Man steckt auf einen willkürlich zu wählenden Fleck ein Stückchen weißen Karton zwischen die gemischten sechs Spiele, die hierdurch in zwei Teile geteilt werden, von denen das unterste auf das oberste gelegt wird. Es versteht sich von selbst, daß diese Coupe einen stets unbekanntem, aber sehr direkten Einfluß auf die taille hat, die durch die Lage der Karten fest bestimmt wird.

„Mais à qui donc la coupe?“ fragte der Croupier, nachdem verschiedene der Anwesenden sich geweigert hatten, die Rolle des unbewußten Schicksals zu spielen.

Die Spieler sind nämlich fast ohne Ausnahme abergläubisch und meinen oft, daß sie „keine glückliche Hand haben.“ Andere wieder fürchten, daß sie „das Schicksal böse machen“ durch ein allzu forsches Einmischen in seine Geschäfte. Seine Hoheit will ehrerbietig behandelt sein. Auch gibt es welche, die sich abschrecken lassen, weil sie sich möglicherweise den Groll von diesem oder jenem zuziehen, nach dessen Sinn die durch das Coupieren bestimmte taille nicht ist.

Unser Studienzemplar sah verdrießlich vor sich hin auf den Tisch und malte Arabesten auf eine Spielfarte. So konnten die Blicke des Croupiers, die einladend den Kreis absuchten, dem ihren nicht begegnen. Aber endlich, verwundert über das lange Warten, dessen Ursache sie nicht kannte, sah sie doch auf. Der Angestellte bot ihr die Karten an . . .

„Et viens diriger ma main,“ tönte es ihr in die Ohren.

Beinah wesenlos und wie gebannt nahm sie das Blättchen Karton . . .

„Grâce . . . grâce . . .!“ Non, non . . .!

. . . und steckte es irgendwo zwischen die 312 Spielfarten. Sie selbst hatte jetzt die taille bestimmt! Leider!

Der erste Satz war Rouge. Die zwei Louis, die da so lange still wartend gelegen hatten, und die die Ursache waren, daß sie nicht nach der vorigen taille fortgegangen war, wurden von einem der Angestellten eingestrichen. Jetzt war es wirklich Zeit, aufzustehen. Was sonst?

„Rouge perd!“ wurde gerufen.

O natürlich, Rot verliert und Schwarz gewinnt, jetzt, wo sie es nicht gesetzt hat.

Und wiederum: „Rouge perd!“

Und noch einmal. Und noch einmal. Und noch einmal!

Schwarz gewann sieben oder achtmal hintereinander.

„Es scheint, daß Schwarz jetzt eine Serie macht. Madame hätte Schwarz setzen müssen,“ sagte hinter ihrem Stuhl einer

der Propheten, die so genau alles vorherzusagen wissen, was geschehen ist.

„Ach ja, sie hätte es setzen müssen! Sollte sie es jetzt tun? Jetzt noch?“

„Rouge perd!“ Wiederum ein Schwarzer.

„Das ist jetzt schon zehnmal,“ sagte der Prophet. „Sehen Sie, ich habe es Ihnen ja gesagt, es ist eine Serie mit Schwarz. Vorausgesetzt, daß sie nicht zu früh aufhört, kann's noch mehr Schwarz geben.“

Sehr richtig. Wenn noch mehr Schwarze folgen, wird die Serie noch größer werden. Wenn die Serie größer wird, kommen noch mehr Schwarze. Der Mann hatte entschieden Talent zum Viertischpolitiker.

„Rouge perd!“ rief der Croupier.

„Was habe ich gesagt?“ triumphierte der Prophet.

„Rouge perd!“

„Jetzt ist das Dutzend vollständig! Zwölf Schwarze! Und selbst wenn . . .“

„Rouge perd!“

„Dreizehn Schwarze! Ich habe es ja gesagt! Habe ich's nicht gesagt? Sehen Sie, mein Herr! Sehen Sie, Madame! Es ist eine Serie von dreizehn und . . . vielleicht noch mehr! Wer kann das wissen! Wenn Schwarz fortfährt, dann . . . ah . . . attendez . . .“

Mit vorgestrecktem Hals folgte er jetzt, für sich mitzählend, den niedergelegten Karten. Er war nicht der einzige, der das tat. Die ganze Galerie war in Spannung. Viele standen auf und beugten sich über den Tisch nach der Mitte zu, um das allerneueste Resultat aus erster Quelle zu genießen . . .

„Rouge perd!“ rief der Croupier.

„Bierzehn! Habe ich es nicht gesagt, mein Herr? Madame, habe ich es nicht gesagt? Wenn so eine Farbe erst etmal im Zug ist . . . und wenn sie aushält . . .“

„Rouge perd!“

„Noch eins! Fünfzehn Schwarze! Das ist riesig, nicht? Sehen Sie . . .“

Der langweilige Schwätzer zeigte all den Umstehenden das Rärtchen, auf dem er den Lauf der Sätze nachzeichnete, und er tat dies mit solchem Stolz, als ob sich das Spiel nach seinen Aufzeichnungen geregelt hätte. Genau wie am Biertisch!

„Haben wir es nicht gesagt, daß es zum Kriege kommt, wenn der Frieden gestört wird?“

„Rouge perd!“

„O! sechzehn! Wirklich, außerordentlich! Aber . . . man hätte das benutzen sollen! Doch man hat mir nicht glauben wollen.“

Warum hatte er selber denn nicht gespielt?

„Man hätte da ein Vermögen gewinnen können!“

Das kann man bei jedem einzelnen Coup sagen.

„Es ist unglaublich! Sehen Sie, mein Herr! Sehen Sie, Madame! Jetzt sind's schon sechzehn! Ja, ja, das nennt man eine Serie! Und es ist möglich, daß . . . vielleicht, wer weiß . . . Passen Sie mal auf diesen Coup auf. Sie werden sehen . . . vielleicht . . .“

„Rouge perd!“

„Habe ich's nicht gesagt? Jetzt sind's siebzehn! Das ist . . .“

„Zu kolossal!“ rief hier Herr Friedrich Plump, der „Wissenschaften Zögling,“ der bei diesem Satz einen Taler auf Not gewagt hatte.

„Zu kolossal . . . auf Ehre! So 'ne Seer'je ist mir mein Lebtag noch nicht vorgekommen!“

Seinen Lebtag!

„Verehrter Herr Friedrich Plump, allen Respekt vor Ihrem Lebtag, aber bester Freund, wenn eine Serie von 17 Schwarzen zu kolossal ist — also unmöglich, denn in der Natur gibt es kein ‚zu‘ — warum haben Sie denn nicht nach dem 16. Schwarzen die sechs Gulden, die Sie noch in der Tasche hatten, auf Not gesetzt?“

„Rouge perd!“ erscholl es noch einmal.

„Achtzehn! D . . . eh . . . was habe ich gesagt?“

„Zu kolossal!“

„Rouge perd!“

„Ah . . . o . . . Neunzehn! Ist es nicht unerhört? Das ist . . . fabelhaft! Nicht, mein Herr? Madame, unglaublich, nicht?“

„Aber nein, so etwas ist noch nie dagewesen! Es ist nun aber wirklich zu . . .“

„C'est é...norrrme!“

„Großartig! Kolos...saaal!“

Hier mag die Bemerkung eingeschaltet werden, wie Philosophie die Menschen verbrüdert. Herr Friedrich Plump hatte sich niemals mit der Erlernung des Französischen aufgehalten und der Franzose verstand kein Deutsch. Aber ihre Seelen begegneten sich so auf dem breiten Weg des Erstaunens, daß sie ihre beiderseitigen Ausrufe verstanden.

Und mit wenigen Ausnahmen machte die „Galerie“ einstimmig mit. Das langgereeckte erstaunte „Ah!“ das jeder kennt, der die Zuschauer eines Feuerwerks beobachtet, vereinigte in sich mit gutem Erfolg all die andern Ausrufe, deren Aufzählung ich dem Leser erspare. Noch vielsagender war die Stille, die jedesmal dem allgemein ausbrechenden Bewunderungspneuma vorausging. Es schien, als ob man fürchtete, das „Schicksal“ in der Serie all dieser Schwarzen zu stören. Aber wenn dann endlich wieder ein neuer Sproß zur Welt gekommen und proklamiert war, dann wurden all die verhaltenen „Ahs“ um so lauter herausgeblasen. Sie bildeten dann einen Seufzer, der die Mitte hielt zwischen einem Gefühl halber Ohnmacht und dem plötzlichen Befreitsein von der allzu schweren Last der aufgesparten Bewunderung.

Man glaube nicht, daß dieses Interesse mit Gewinnen oder Verlusten in Verbindung stand. Fast niemand spielte. Selbst Friedrich Plump nicht. Er umklammerte die drei

Taler, die er in der Tasche hielt, aber wagte keinen davon zu setzen. Spieler sind bei solchen Gelegenheiten stets besessen. Es wurden nur einige wenige Mißes auf den Tisch geworfen von Neuangekommenen, die nicht in die Krisis eingeweiht waren, und also unbewußt dem geheimnisvollen Schicksal trotzen. Die Enthaltbarkeit der andern beruhte auf etwas wie Furcht, „daß die schwarze Farbe nun doch endlich ausgespielt haben würde.“ Und auf Rot zu setzen . . . gegen die gewinnende Farbe . . . hm, das ist gefährlich, sehr gefährlich!

So war das 20. Schwarz gekommen.

„Jetzt ist es außerordentlich gefährlich,“ versicherte der Prophet. „Sie verstehen, daß das Schwarz . . . wenn es sich so hartnäckig hält . . . es ist pyramidal! Zwanzig Schwarze! Sehen Sie, mein Herr, ich werde Ihnen erklären, was das heißt! Man muß das Spiel kennen, das ist alles. Das ist eine *taille*, die . . . die eine enorme Serie von Schwarz enthält. Sehen Sie, das ist es! Und daher kommt es auch . . . Sehen Sie, wieder ein Coup! . . .“

„Rouge perd!“

„Habe ich's nicht gesagt? Einundzwanzig, mein Herr, ein—und—zwanzig! Das nenne ich eine Serie Schwarz! Man muß das Spiel kennen! Schwarz war im Rückstand und jetzt erholt es sich . . . das ist alles! Die Dame hier hat die Coupe gemacht. Eine rückständige Farbe erholt sich immer, und Sie werden sehen, daß dieses Mal . . . wenigstens wenn Rot nicht wieder hoch kommt . . .“

„Rouge perd!“

„Was habe ich gesagt? Habe ich's nicht gesagt? Das ist doch. Das ist nun aber wirklich zuum . . .“

Weder der Prophet noch der nüchterne Philosoph verfügten noch über Adjektive.

Und auch das Feuerwerks-Mh der anderen klang etwas gedämpft, wie unter einem gewissen Vorbehalt. Man wollte Atem sparen für noch größeres Erstaunen. Wie, wenn das

Schicksal nun mehr Schwarze im Vorrat hätte, als man in stande war, erstaunlich zu finden?

„Rouge perd!“

„Zweiundzwanzig! Was habe ich gesagt? Das Schwarze . . .“

Und unser armes Frauchen, die da noch immer saß mit ihrem ungewechselten Billet vor sich, wie bitter, ach wie bitter war es für sie, all die schwarzen Schläge ausrufen zu hören, sie, die schon solange auf nur einen kleinen Teil einer solchen Serie gehofft hatte! O, wie grausam, wie falsch, wie martierend! War es nicht, als ob das Schicksal ihrer spottete? „Du siehst, daß ich wohl Serien von Schwarz vorrätig habe, aber . . . nicht für dich!“

Ach, sie wäre so gerne aufgestanden, aber sie hatte die Kraft nicht dazu. Warum hatte sie nur nicht sofort das Billet gewechselt nach dem Verlieren des letzten Goldes? Dann hätte sie keinen Satz vorübergehen lassen! Dann wäre in wenig Schlägen ihr Ziel erreicht gewesen! Dann hätte sie jetzt strahlend vor Freude die Marterbank verlassen können, wo sie so gefoltert wurde! Dann hätte sie . . .

„Madame hat die Coupe gemacht,“ hörte sie jetzt wieder den Allerweltspropheten verkündigen, der noch immer hinter ihrem Stuhl stand. Sie fühlte, daß er sie als die schöpferische Künstlerin dieses angestaunten Wunders hinstellte.

„Aber Madame hat unrecht gehabt, nicht davon zu profitieren!“

„Um . . . Eh . . . Wenn Madame mir eine neue ähnliche Serie versprechen könnte, eh . . . wahrhaftig, ich wüßte, was ich täte . . . ha, ha!“

Ich vermute, daß dies geistreiche Lachen seine Absicht andeuten sollte, auf Schwarz zu setzen, falls er im voraus wüßte, daß eine solche Serie in den Karten lag. Und von neuem schien er unsere arme Gefolterte den Umstehenden vorzustellen als die Urheberin von so viel Wunderbarem.

„Ja, die versteht das Coupieren!“ mußte sie noch einmal

hören. Und der zeigende Finger des unausstehlichen Kor-naks brannte ihr im Rücken.

Da saß sie nun wie wesenlos. Aufstehen konnte sie nicht . . . Sie fühlte, daß sie umsinken würde, sobald sie ihren Stuhl verließ. An das Wechseln der Banknote dachte sie nicht mehr. Auf welche Farbe sollte sie auch weiterspielen? Die Serie Schwarz, auf die sie soviel überspannte Hoffnung gesetzt hatte, „die Serie, die doch einmal kommen mußte,“ wie sie immer glaubte, war jetzt dagewesen, und noch dazu viel größer, als sie sie für ihren Zweck brauchte. Worauf sie hoffnungsvoll gebaut hatte, das war jetzt glücklich eingetroffen, aber für sie war es nur wie heißender Spott.

Was jetzt?

Sie wünschte fort zu sein, weit fort, vielleicht tot.

Und nach dem Mißglücken ihres Planes, der sie schon so sehr peinigte, wartete ihrer noch eine andere Marter. Sie mußte das Geschehene ihrem Manne mitteilen! Sie mußte ihm sagen, daß alles, alles vorbei war, und daß künftig er, sie, die Kinder . . .

Um die 5000 Frank zusammen zu bekommen, hatte sie . . .

Nein, denken konnte sie nicht.

Das Übermaß von Schmerz machte sie gefühllos. Sie war wie vernichtet.

Da fühlte sie, wie einer der Kellner leise ihre Schulter berührte, um sie zu bitten für: „Einen Louisdor für den Herrn Gemahl draußen.“

Das war schon öfter geschehen, wenn sie das gemeinsame Portemonnaie bei sich trug und er im Restaurant eine kleine Zechen zu bezahlen hatte. Wir sahen, wie er sich vorhin ein Glas Limonade bestellte . . .

Die haushälterische Art dieser Botschaft brachte sie zur Besinnung. Seit Stunden hatte sie geträumt von Tausenden, oder besser von den 40 000 Frank, die sie nötig hatte. Und der Wert des Geldes für den täglichen Verkehr kam ihr ganz verändert vor. Die drei, sechs, zwölf Louis, die öfter

als ihre Mäse auf dem Tisch gelegen hatten, schienen ihr nur Spielmarken, Eintrittskarten zur Stätte der bewußten 40 000 Frank . . . nicht als Geld, das für sich selber Wert hat. Und siehe, da kam auf einmal das Ansuchen ihres Mannes um ein Geldstück, das zum Bezahlen einer kleinen Schuld dienen sollte, und das sie aus dem Bann erweckte, der jeden Gast des grünen Tisches gefangen hält. Sie begriff wohl, daß er nicht grade einen ganzen Louis brauchte, aber er konnte sich doch auch nicht gut durch einen Kellner ein paar Groschen bringen lassen. Und überdies . . . O Gott, das war es wohl! Er wollte wissen, ob sie noch einen Louis besaß!

Sie wollte ihn wenigstens darüber beruhigen. Schnell warf sie das Billet dem Croupier zu und wollte ihn bitten, ihr dafür Gold zu geben. Aber die Worte blieben ihr in der Kehle stecken. Sie konnte keinen vernehmbareren Ton herausbringen . . .

Schon lange war die berühmte Serie geschlossen, und auch die durch sie coupierte taille war von einer andern abgelöst. Die Liebhaber bewahrten das Kärtchen auf, worauf die vorige Serie nachgezeichnet stand, wie eine Kuriosität, die jahrelang als Erklärung für die Launen des Schicksals dienen sollte.

Das Billet, das sie wechseln wollte, war auf Schwarz gefallen.

„Alles?“ fragte der Croupier freundlich, weil er seit langem gemerkt hatte, daß sie für gewöhnlich niedrigere Einsätze machte.

Sie wollte ihm deutlich machen, daß sie das Billet nur gewechselt haben wollte, aber ihre Kehle war ihr wie zugeschnürt. Nun versuchte sie die Karte zu ergreifen, um damit das kostbare Papier von seinem allzu gefährlichen Platz hinwegzuschieben. Aber das Ding war in den Händen anderer Spieler. Und als es endlich frei wurde und sie es mit bebender Hand aufgenommen hatte, rief der Croupier, der verstimmt war, weil er

keine Antwort erhielt: „Tout va au billet! . . . Rien ne va plus!“

Und mit seiner Harke schob er jetzt die ihre zur Seite, mit der sie endlich im Begriff war, ihr letztes Gut aus den Klauen des fluchwürdigen Spiels zu retten.

„Pardon, madame, c'est trop tard. Le point est connu!“

In der That, bereits wurde vierzig für die erste Reihe gerufen. Vierzig, der höchste Point, und wiederum für Rot.

„Habe ich's nicht gesagt? es ist außerordentlich gefährlich, jetzt auf Schwarz zu setzen. Nach einer taille wie die letzte . . . Sie verstehen . . . da ist das Schwarz fertig. Jetzt ist Rot wieder oben auf, wenigstens . . . wenn der Coup jetzt . . . eh . . . eh . . . was habe ich gesagt?“

Wirklich, auch die zweite Reihe zählte vierzig. Der Schlag war ungünstig.

„Na, da ist die Bank noch mit einem blauen Auge davon gekommen!“ sagte eine junge Dame aus Amsterdam zu einem dicken, behäbigen Herrn, der ihr Papa zu sein und in Kaffee und Zucker zu machen schien. Auch tat er sehr würdevoll und verabscheute das Spiel. Wohl wagte er zuweilen ein paar Gulden — „ach, ich tu' das nur so zum Spaß, wissen Sie“ — aber stets, wenn seine Töchter nicht dabei waren. Und auch die jungen Damen spielten niemals, wenn Papa es sah. Es war eine Familie voll Gottesfurcht und Prinzipientreue, die sehr angemessen über jede Ungehörigkeit sich zu entrüsten verstand. Die junge Dame war augenblicklich grade damit beschäftigt, ihren Papa am Spieltisch festzuhalten, um ihren Schwestern Gelegenheit zu geben, ihr Glück an der Roulette zu versuchen. Und um dieser Aufgabe eine angenehme Seite abzugewinnen, machte sie den alten Herrn auf unser Studienexemplar aufmerksam.

„Gucl bloß mal, wie das Weibsbild komisch aussieht! Sie schwitzt förmlich! Na, die täte auch besser, wenn sie nach Haus ginge!“

Ach ja, die Schweißtropfen perlten ihr von der Stirn. Und sie sah totenbleich aus. Ob das Schwarz nun so vollständig fertig war, wie der Spielprofessor es aufs neue bezeugte, das weiß ich nicht. Aber auf alle Fälle war sie fertig, unsere verzweifelte Kämpferin. Sie hörte nicht, was man rund um sie sagte, oder wenigstens, sie verstand es nicht. Alles, was sie wahrnahm, löste sich auf in einem ermüdenden Gesumme. Sie begriff kaum, was das „Vierzig!“ und „nochmal vierzig!“ bedeutete, und daß der Schlag nicht gegolten hatte. Auch war sie vollständig unfähig, ihren Einsatz zurückzuziehen. Sie fühlte sich wie vernichtet und würde umgesunken sein, wenn nicht die drückende Fülle an beiden Seiten sie auf ihrem Stuhl aufrecht erhalten hätte.

Der Prophet wagte jetzt . . . es war das erste Wagnis an diesem Tage . . .

„Ich besuche das Spiel seit 30 Jahren,“ versicherte er seiner Umgebung, „und ich habe immer gefunden, daß . . .“

Nun ja, aus diesem oder jenem Grunde wagte er jetzt einen ganzen Taler auf Not. Das war sehr vorsichtig von dem Mann. Er, der durch sein tiefes Studium der Geheimnisse des grünen Tisches das Glück nur so zum Greifen vor sich hatte, begnügte sich, wo er schließlich etwas tat, mit dem kleinsten Einsatz. Der edle Mann wollte offenbar die Bank nicht sprengen.

„Das ist ein sicherer Coup . . . wenigstens, wenn . . .“

„Rouge perd!“ rief der Croupier.

„Sacré nom de . . . dieu! So etwas kann auch nur mir passieren! Sehen Sie, mein Herr . . . Madame, sehen Sie, ich, der ich ganz genau — aber ganz genau — alle Coups vorhergesagt habe, und jetzt, das erste Mal wo ich spiel . . . sakra, welches Pech! Bitte, sehen Sie nur, mein Herr, sehen Sie, Madame . . .“

Und er bewies aus einem halben Dutzend gezeichneter Karten, daß er nach allen göttlichen und menschlichen Gesetzen diesen Coup hätte gewinnen müssen.

Da lagen nun wirklich zwei Billets von 1000 Frank auf Schwarz. Die Eigentümerin dieses Satzes war wie erstarrt. Vielleicht wußte sie nicht einmal, daß die Scheine ihr gehörten. Um so besser.

„Rouge perd!“

Es wurden zwei Billets hinzugefügt.

„Ich würde sie jetzt wegnehmen, wenn ich sie wäre,“ meinte unsere Amsterdamerin. „Denn siehst du, Papa, wenn sie nun wieder verliert, dann hat sie nichts, und sie ist selber schuld daran!“

Das ist wahr. Aber sie verlor sie nicht. Es kamen vier Billets hinzu. Jetzt lagen acht da . . . das Maximum der Miße auf der „simple chance.“ Es folgten noch vier Schwarze . . .

Bei jedem Schlag wurde ein Maximum hinzugelegt.

„Wieviel Billets sind es jetzt?“ fragte unsere Dulderin stammelnd und wie aus einem häßlichen Traum erwachend.

„Vierzig, Madame,“ antwortete der Croupier. „Wollen Sie das Ganze zurückziehen?“

„O Gott, ich danke dir! Ja, ja, geben Sie her, geben Sie alles her, alle vierzig . . . O Gott, ich danke dir!“

Der Croupier lachte ihr freundlich zu. Es schien dem Mann ein Vergnügen zu machen, daß er ihr eine solch schöne Summe ausbezahlen konnte. Achtmal hintereinander reichte er ihr je fünf Billets mit seiner Karte zu. Sie ergriff die Scheine, knüllte sie zu einer formlosen Masse zusammen und slog, die Umstehenden beiseite drängend, zum Saal hinaus.

„Na, lauf' mich man nicht um!“ brummte ihre Landsmännin, giftiger, als eigentlich durch den kleinen Stoß, den sie empfangen hatte, berechtigt war. „Das Weib ist wohl übergeschnappt. Und was für 'ne gewöhnliche Sprache sie hat! Gewiß eine aus'm Hinterhaus oder sonst woher! 's ist wahrhaftig Sünde ums Geld . . . Wer weiß, was sie damit tut.“

„Und ich glaubte so sicher, daß das Schwarz fertig sei!“ klagte unser Prophet. Doch gleich darauf bewies er klar und deutlich, warum das Schwarz . . . wenn es fertig war . . . und wenn es eigentlich doch nicht fertig war . . . kurz, er hatte es vorausgesehen und würde sicherlich darauf gesetzt haben, wenn nur . . .

Ich folgte meiner Heldin. Mitgelitten, mitgenossen.

Ihr Mann saß noch immer auf dem Fleck, wo wir ihn vor einer Stunde verlassen hatten. Sie flog auf ihn zu, warf den eroberten Schatz auf den Tisch, fiel ihm um den Hals und rief aus: „Gerettet! Gerettet! Da sind sie . . . alle vierzig! Zähl' nur! Zähl' nur! O Gott, gerettet! O Gott, ich danke dir! Und jetzt . . . Niemals, niemals, niemals wieder einen Fuß in diese entsetzliche Hölle!“

(Aus „Millionestudien,“ 1872.)

Seekrankheit.

Vor einem Jahr etwa wandelte ein reputierlicher junger Mann — allzu jung war er nicht mehr — den Quai der Foliette in Marseille auf und nieder. Die Foliette ist einer der Häfen der Stadt. Er schien auf die Reise zu müssen, wenigstens — doch das tut ja nichts zur Sache. Man sah es ihm eben an, daß er auf die Reise mußte.

Der Steuermann des Fahrzeuges, das ihn an Bord bringen sollte, sagte ihm, daß sie Gegenwind hätten, und daß der Kapitän mit dem Abfahren wahrscheinlich bis zum nächsten Morgen warten würde. Wenn also der Reisende vorziehen sollte, nach seinem Hotel in der Rue Beauveau zurückzukehren . . .

„Nein, nein, ich ziehe es vor, mich sofort einzuschiffen.“

„Wie Sie wünschen, mein Herr, aber ich fürchte, daß Sie sich etwas langweilen werden an Bord.“

„Unbesorgt! Ich habe meine Ideen.“

Der Steuermann dachte sicherlich: „Genau wie ich.“ Denn es ist spaßig, ein jeder hat von diesen Dingen. Jedenfalls klagt niemand über das Gegenteil. Aber wenn ich jetzt anfangen wollte, Ideen zu schreiben in dieser Idee, dann käme ich nie zum Ziele mit meiner Erzählung über diesen Russen oder diesen . . . Franzosen, von englischen Eltern in Kopenhagen geboren, glaube ich.

Er ging an Bord, nahm seine Kabine in Augenschein, fand darin zwei Kojen, die geräumiger waren, als man eigentlich auf solch einer kleinen Brigg, wie die „Sainte-Bierge“ war, hätte erwarten können, tat sein bißchen Gepäck in die unterste und machte sich dann auf eine Art Inspektionsreise.

Wenigstens schien er sich für allerhand Dinge zu interessieren, die andern zumeist gleichgültig sind. Wie alt die Brigg war? Wieviel Bemannung sie hatte? Wie scharf sie bei Wind segeln konnte? Ob der kleine Schiffsjunge noch eine Mutter hätte?

Und . . . er schien gut zu Hause an Bord. Wenn er am Deck umherlief, wußte er die rechte Seite stets dem Kapitän zu überlassen.

Ich glaub's gern! Als Knabe hatte er einmal eine Ohrfeige bekommen, als er dem Kapitän auf der rechten Seite im Wege stand.

„Monsieur sind viel gereist?“

„So ziemlich.“

„Es scheint so.“

Unser irischer Schwede fühlte sich bald heimisch an Bord. Da kam die Frau des Kapitäns, ein liebes Kindchen an der Brust . . .

„O, Madame, es ist ziemlich frisch.“

Denn obschon es Ende Mai war, war es doch kalt, recht kalt.

Und er deckte die säugende Mutter mit einer Reisedecke zu.

Die Frau blickte erstaunt auf. Der Kapitän hatte noch keine Zeit gehabt, ihr zu sagen, daß die vertrauliche Art des Fremden etwas Eigenartiges hatte, das man jemandem nicht verübeln dürfe, der so weit her käme. „Ce sont peut-être les mœurs de son pays.“

De son pays!

O Gott, wie bitter klang dem Fremden dieses Wort! Denn er hatte es verstanden, obschon es mit gedämpfter Stimme gesagt war.

De son pays! Als ob Sitten, Landesgewohnheiten erst einem Menschen fühlen lassen mußten, daß es kalt sei, wenn er eine säugende Mutter sieht!

De son pays! Das ging ihm nahe. Er war nicht von einem pays, er handelte nicht nach den Sitten eines pays. Er würde eine säugende Mutter zugedeckt haben, und wenn die Sitten seines Landes ihm vorschrieben, sie der Kälte bloßzustellen.

De son pays!

Nein, er war von keinem pays. Ich habe gelogen, als ich sagte, daß er ein Däne war oder ein Engländer. Er war kein Franzose, kein Schotte, kein Spanier . . . er war ein Mensch, und ein guter Mensch. Das werdet ihr sehen, wenn ich Zeit finde, meine Erzählung zu Ende zu bringen.

Bevor ich zu dem zweiten Kapitel übergehe, will ich in meinem Zimmer etwas auf und nieder laufen, um mich auszufluchen gegen allerlei Sitten, Glauben, Gottesdienst, Systeme und Paragraphen, die das Gute in dem Schlandrian der Gewohnheit untergehen lassen.

Zweites Kapitel.

Ich bemerke da, daß ich vergessen habe, erstes Kapitel über den Anfang meiner Geschichte zu setzen. Ich wußte nicht, daß sie so lang werden würde, wie es jetzt wohl der Fall sein wird. Denn allmählich wird mir wieder alles

klarer, und ich erinnere mich deutlicher, wie sie es erzählte . . . wenn sie es erzählte. Denn oft tat sie es nicht, aber mir sagte sie alles. Das haben viele getan und deshalb schreibe ich so schön.

*

„Der Stier . . . o wie herrlich! Ist es nicht, als ob man eine Rosa Bonheur oder eine Potter sieht?“

Ich sage lieber: „Dieser Potter, diese Rosa Bonheur . . . herrlich! Ist es nicht, als ob man einen Stier sieht?“

Seht, darum schreibe ich so schön. Ich schreibe nur nach, was sie mir erzählt hat.

„Wer . . . sie?“

Fanch!

„Keine Natur also? Etwas wie Phantasie?“

„Sie ist die Natur. Ich habe niemals etwas erfunden. Das kann ich nicht. Ich erfinde meine Ideen ebensowenig, wie eine schwangere Mutter ihre Kinder ersinnt.“

*

Nun in der That das zweite Kapitel. Ich werde sprechen von Glauben und von der Liebe. Von der Sainte-Vierge und von Kirichen, von Seekrankheit und einem Mönch in brauner Kutte.

Aber ich werde auch sprechen von Unglauben und Sarkasmus, von bitterer Weisheit — bitterer noch, weil sie nur halb war — von Wehmut und von Kampf. Und, so wie sie einst gesagt hat, von dem schließlichen Siege. Seid also ruhig, wenn ihr da jemand straucheln seht . . .

„Mon Dieu!“

Es legte ein Boot längsseit an. Ein Mann mit geschorenem Scheitel, barfüßig, um die Lenden etwas wie ein Wüstenkostüm, wollte aussteigen und strauchelte . . .

Zeit zum Fallen hatte er nicht. Mein nationsloser Grieche, der ihn hatte kommen sehen, packte ihn. Wie dieser

so schnell den Bord entlang eilen konnte, wie er es gerade abzapfen verstand, um, an den eisernen Bordstützen hängend, den Mönch mit dem freien Arm zu packen . . . ja, das alles weiß ich nicht. Es war, als ob er von vornherein sah, daß der alte Mönch Hilfe brauchen würde, und als ob er sich dazu vorbereitet hätte, ihm diese Hilfe zu bieten.

Die „Sitten seines Landes“ vielleicht?

Wo mochte das Land wohl liegen? Weit, weit weg!

„Comment, mon . . . père?“ fragte er mit freundlicher Teilnahme.

Doch lag etwas Komisches in dem Tonsfall, mit dem er das Wort père aussprach. Sicherlich war er Protestant, unser . . . Amerikaner. Methodist, glaub' ich.

„Merci, mon fils,“ antwortete der Mönch, der nicht wissen konnte, daß es dem andern soviel Mühe gemacht hatte, das Wort père auszusprechen. Das klingt auch so komisch in den Ohren eines . . . Quäkers, oder welchen Glauben unser Deutscher sonst gehabt haben mag.

„Danke, mein Sohn . . . nein, ich habe mir nicht weh getan. Gott möge Sie segnen, mein Sohn! Nur mein schönes Kleid ist naß geworden.“

Und der Mönch lachte mit gutmütiger Freundlichkeit über das Wasser, das ihm von seinem Kleide abtröpfelte, „sa belle robe,“ wie er das Ding nannte.

Die „Robe“ war ein härenes rauhes Kleid aus schmutziggelbem braunem Stoff. Ich habe feinere Flurmatten gesehen.

„Da bin ich gut davongekommen, fast wäre ich ertrunken . . . was würde man in Nizza dazu gesagt haben . . .!“

„Wie, mein . . . Vater . . . ist dort ein Konzil wie im Jahre 325? . . .“

„Sieh . . . Sie sind Theologe! . . . Aber Sie täuschen sich, mein Sohn . . . Nizza . . . Nizza am Mittelmeer! Das Konzil, von dem Sie sprechen . . . ach, mein Gott, wo war es doch gleich? . . . In Bithynien, glaube ich! Aber ich . . . Sehen Sie . . .“

Und mit einer komischen Vertraulichkeit nahm er den Fremden unterm Arm, zog ihn zur Seite und flüsterte: „Ich muß gestehen, daß ich meine Theologie ein wenig vergessen habe . . . man wird alt, nicht wahr? . . . und dann . . . ich bin so beschäftigt! Seit 40 Jahren besorge ich jetzt die Provisionen . . . ich kaufe nämlich die Borräte ein.“

Und er wies auf die zehn Säcke mit Lebensmitteln hin, die er in Marseille eingekauft zu haben schien.

„Ich ziehe den hiesigen Knoblauch vor . . . Bei uns in Nizza . . . Sie besuchen mich doch in Nizza? nicht? O, kommen Sie nur! wir werden uns amüsieren!“

„Mein Vater . . . mein Ziel ist eigentlich Genua . . .“

„Ja, ja . . . das macht nichts . . . wir gehen in Nizza vor Anker . . . Sie werden meine hübsche Bolliere sehen . . .“

Die Bolliere war nämlich sein Kloster.

„Sie müssen zu uns kommen . . . fragen Sie nur nach dem Vater Anselmus . . . nach dem lustigen Vater Einkäufer . . . so nennt man mich nämlich . . . denn sehen Sie, ich bin immer guter Dinge! O, jedermann wird Sie lieben . . . und wir werden uns amüsieren! Verstehen Sie Latein? . . .“

„Ein wenig . . . mein Vater.“

„Schön . . . ich — ich habe es fast vergessen . . . aber ich erinnere mich oft:

Amore, more, ore, re

Nascuntur amicitiae . . .

Nicht wahr, Tibull hat das gesagt?“

„Verzeihung . . . mein Vater . . . ich glaube nicht, daß Tibull . . .“

„Das macht nichts . . . wir lieben uns doch . . . wir sind Freunde mit oder ohne Tibull. Kommen Sie nur . . . wenn wir uns Nizza nähern, können Sie unsere Bolliere schon von weitem sehen. Man wird lachen, wenn man hört, daß ich fast extrunken wäre . . .“

„Und . . . dazu ohne Absolution . . . mein . . . Vater,“

sagte der Fremde nicht ohne Spott, was von seiner protestantischen Nüchternheit und Unkenntnis zeugte.

Der fröhliche, plappernde, scherzende Mönch wurde plötzlich ein ganz anderer. Sein Gesicht erhellte sich, er richtete sich auf, in seinen Augen strahlte etwas, daß der Fremde fast Neue fühlte über seinen unangebrachten Spott. Glücklicherweise prallte der Spott an der Treuherzigkeit des Barfüßers ab, denn dieser begriff nicht, daß mit etwas so Heiligem, wie sein Glaube, Spott getrieben werden konnte. Auch dachte er gar nicht an andere „Bekanntnisse.“

„Nein, mein Sohn . . . ich war in der Gnade . . .“

„Die heilige Jungfrau sei dafür gelobt, mein . . . Vater,“ versetzte der Fremde, er, der sicher niemals die heilige Jungfrau angerufen hatte, er, der in seiner Jugend gelernt hatte, solche Anrufungen als heidnische Abgötterei und spottwürdige Verkehrtheiten anzusehen.

Und doch lag Aufrichtigkeit in seinem Ausruf. Ob es eine methodistische oder lutherische Anwandlung war, weiß ich nicht, aber er fühlte in seinem Gemüt das Bedürfnis, sich eine Jungfrau zu schaffen, daran zu glauben, der Jungfrau zu danken, alles, um den Mönch in diesem Augenblick mit seinem kindlichen Glauben nicht allein zu lassen. Aber die Spottsucht hatte doch die Oberhand.

„Ja, mein Sohn, die heilige Jungfrau sei dafür gelobt. Ihr ist es zu danken, daß Sie mir so behend zu Hilfe kamen! Sie ist es, die . . .“

„Saint...te . . . Vier...ge . . . hooo...i!“ Klang es jetzt vom Quai her. Da standen, wie es schien, Passagiere, die abgeholt zu werden wünschten, ein reisender Herr mit Zubehör, wollte sagen, mit einer Dame und ein paar Koffern.

Der Steuermann erteilte Befehle, ans Land zu rudern.

„Wie,“ sagte der Mönch . . . „unser kleines Schiff heißt Sainte-Bierge?“

„Ja, mein Vater . . .“

Der Fremde zögerte nicht mehr beim Aussprechen des

katholischen „mein Vater,“ ja, er begann sogar, den Ausdruck wegen seiner Bedeutung lieb zu gewinnen.

„Ja, mein Vater . . . unsere Brigg nennt sich Sainte-Bierge.“

„Um so besser . . . um so besser . . . und hier, mein Sohn, nehmen Sie bitte dies . . .“

Er öffnete sein härenes Oberkleid — ach, ein Unterkleid besaß er nicht — nahm von einem rauhen kleinen Ring aus Eisendraht einen kleinen Gegenstand, der mit vielen anderen ihn seit Jahren vor Unglücksfällen bewahrte, und ihn dafür andauernd auf der bloßen Brust scheuerte und verwundete.

„Nehmen Sie, mein Sohn . . . das soll mein Dank sein für Ihre Hilfe zur rechten Stunde.“

Es war eine kleine zinnerne Figur, die die heilige Jungfrau vorstellte.

„Das wird Sie schützen . . .“

„Vor'm Unglück? mein Vater . . .?“

Wenn der Mönch nur im geringsten argwöhnisch gewesen wäre, hätte er den Spott auf dem Gesicht des Fremden bemerken müssen. Aber glücklicherweise bemerkte er nichts und antwortete gewichtig: „Ja, mein Sohn, vor dem größten Unglück, dem einzigen Unglück auf der Welt . . . es wird Sie schützen vor der Sünde . . . Und jetzt werde ich beten gehen!“

Dies sagte er in hochernstem Tone, aber als ob auf einmal wieder seine Bonhomie die Oberhand gewänne über seine Schwärmerei, fügte er in fröhlichem Tone hinzu: „Ja, ja, ich habe zu beten . . . ich habe zu beten . . . viel zu beten . . . ich bin noch im Klückstand . . . ich werde auch für Sie beten, mein Sohn . . . seien Sie unbesorgt . . . Sie kennen mich, die heilige Jungfrau. — Seien Sie unbesorgt!“

Zwischenkapitel.

Nun, unser Mann ohne Nation und Glauben war unbesorgt. Das muß man ihm zu seiner Ehre nachsagen.

Das unbegründete Mitgefühl für den naiven Jungfrauenglauben des Mönches war gewichen . . . die Kindlichkeit dieses jungen alten Mannes hatte den Fremden für einen Augenblick auch zum Kinde gemacht. Aber nur für einen Augenblick.

Er ging nach dem Achterdeck und lachte bei dem Gedanken daran, was wohl seine . . . Tübinger Freunde sagen würden, wenn sie wüßten, daß er da mit einem zinnernen Figürchen — hu, einem Gözenbildchen — in der Hand herumließ.

Über Bord werfen wollte er es nicht. Der Mönch konnte ihn später danach fragen, und es würde den freundlichen Mann schmerzen, wenn er erführe, daß man sein frommes Geschenk verschmäh't hätte.

Denn dieses eine schien durch den unbekanntem „Glauben“ des Fremden vorgeschrieben, nämlich, daß er ungern jemand Schmerz verursachte. Aber ob er den Artikel seines Katechismus, aus dem er diesen Glauben schöpfte, ebensogut im Kopf hatte, wie die Jahreszahl der Kirchenversammlung zu Nicäa . . . seht, das möchte ich bezweifeln.

Er steckte das Heiligenbildchen in seine Tasche und nahm dann seine Deckpromenade, die durch die Ankunft des Mönches unterbrochen war, wieder auf.

Dieser saß auf einem Sack Knoblauch und betete.

Der ungläubige Fremde, der von seinem sentimentalischen Gefühl genesen war, sah mit Mitleid auf den armen Mann nieder, so oft ihn sein Spaziergang in dessen Nähe brachte.

Doch hütete er sich, dies auf seinem Gesicht zum Ausdruck zu bringen, damit der Mönch nicht bemerkte, wie lächerlich er dessen Buchstabenfrömmigkeit fand. Im Gegenteil, es lag etwas Freundliches in seinem Blick, wenn sein Auge das des armen Mannes traf.

Er, der doch noch ziemlich jung war, blickte auf den Mönch hernieder, wie ein erwachsener Mensch auf ein Kind hernieder sieht, mit herablassender Freundlichkeit. Ich kann

wiederum nicht sagen, auf Grund welchen Glaubensartikels dies geschah, aber es war so.

*

Die katholische Kirche ist, von einem bestimmten Standpunkt aus betrachtet, das schönste, was jemals durch Menschen zustande gebracht worden ist. Oder besser, sie ist — wie Napoleon auf St. Helena sich ausdrückte — sie ist das Werk der Jahrhunderte.

In meinem Buch über die freie Arbeit vervollständigte ich diesen Ausspruch durch die Bemerkung, daß sie das Resultat der Thatfachen sei, die in diesen Jahrhunderten vorfielen. Diese Vervollständigung war jetzt überflüssig, ich würde sie auch nicht gegeben haben, wenn ich nicht wüßte, daß bei einer gewissen Sorte von Lesern ein Bedürfnis für das Überflüssige besteht.

Aber ich habe besonders für protestantische Leser eine andere Bemerkung über den Katholizismus, die nicht gleichgültig ist. Ich spreche nicht von Dogmen, ich spreche von der Wirkung. Nicht von Glaubenspunkten, sondern von der Tendenz. Nicht über die Wahrheit oder Unwahrheit dessen, was durch die Kirche gelehrt wird, sondern über einige Ausflüsse dieser Lehren.

Diese Ausflüsse nun haben hier und da etwas Liebes. Es liegt ein Hauch von Poesie selbst über die Irrtümer . . . oder was von den Andersgläubigen für Irrtum gehalten wird.

Und dies ist nicht allein den Protestanten unbekannt, selbst viele Katholiken, die gewohnt sind, ihren Gottesdienst in einem sogenannten protestantischen Lande auszuüben, haben keinen Begriff von dem wohlthätigen Einfluß der katholischen Poesie auf das tägliche Leben in Ländern, wo der Gottesdienst ohne feindliche Verbitterung ausgeübt wird. Man denkt nicht an Dogmen . . . man glaubt. Oder nein, selbst das nicht. Ohne die geringste Vorstellung der Möglichkeit des Nichtglaubens ist man vereint mit den Halbgöttern

der römischen Mythologie. Man lebt mit und in der heiligen Rosalia, Lucia, Monika. Man „verkehr“ mit der heiligen Magd. Man spricht mit ihr, man bedankt sich bei ihr für einen erwiesenen Dienst, spornt sie zum Eifer an . . . ja, die herzliche Intimität geht selbst so weit, daß man wie ein eigensinniges Kind sie schelten darf.

„Pfui . . . liebe Mutter Maria . . . ist das nett von dir? Pfui . . . ist das gehandelt wie ein gutes Mütterchen? Das steht dir nicht gut . . . liebe süße Maria!“

Man liebkost diese Mutter, man schmeichelt ihr, man streichelt sie . . .

Glaube? Man frage nur das Kind auf dem Schoß der Mutter, ob es an diese Mutter glaubt.

Dumme Frage!

Ich sprach von dem wohlthätigen Einfluß der katholischen Poesie. Wohlthätig? Ja, für Kinder und für die, die kindlich fühlen.

Viele Protestanten und solche Katholiken, die eigentlich am verkehrten Platze sind in Ländern, wo es kalt ist, stellen sich vielfach alles, was im ferneren oder engeren Verband steht mit Gottesdienst, als etwas Steifes, als etwas Unbehagliches vor, etwas, wobei man das Gesicht in verdrießlich ernste Falten zieht, wie man es bei jedem Kirchgang zu sehen bekommt. Es ist eigenartig, zu beobachten, wieviel fröhlicher die Gesichter beim Verlassen der Kirche sind, als beim Hineingehen. Es ist etwas Peinliches, etwas Beängstigendes mit solchen protestantischen Kirchgängern.

Ein Kloster . . . hu! Unterirdische Gewölbe, Marterwerkzeuge, Ketten . . .

Die Romane von Anna Katcliff und dergleichen Spekulationen auf den Gefühlssitzel haben ihr Teil dazu beigetragen.

Ein Mönch? Aber das ist ja ein Mörder, ein Giftmischer, ein Ungeheuer . . .

Freilich, freilich! Und ich fahre fort in meiner Erzählung,

nachdem ich zuvor die Protestanten eingeladen habe, einmal die Wirkung des Katholizismus in katholischen Ländern zu beobachten.

*

Ich weiß nicht, in welchem Kapitel meiner Erzählung die Reisegesellschaft an Bord kam, die am Quai gerufen hatte: „O hooo...i . . . Sainte-Bierge!“

Der Fremde wurde in seinen Gedanken durch ein lautes Lachen außerhalb des Bords gestört. Er blickt über den Fallreep, d. h. die Stelle des Bords, wo bei einem ordentlichen Fahrzeug der Fallreep heraushängt.

Ach, die Sainte-Bierge war ein armseliges Schiffchen. Ein dünnes, ziemlich altes geteertes Tau hing an der Längsseite herunter, und es war fraglich, ob die Dame sich damit an Bord würde emporziehen können.

Es waren ja allerdings Querleisten vorhanden, gerade wie die Leisten bei einer Hühnerleiter, aber so eine Hühnersteige liegt oder steigt doch nur wenig an, und hier war der Ausgang ziemlich steil.

Die Dame ergriff das Tau, setzte ihr Füßchen, das sehr nett beschuht war — sie war eine Französin — auf die unterste Stufe . . . „Geben Sie acht, Madame,“ rief der Steuermann.

„Ach, ich fürchte nichts,“ antwortete sie, sich schüttelnd vor Lachen.

Gleich wird es deutlich werden, warum sie so lachte.

„Ich, ich fürchte nichts . . . ich bin sicher . . . lassen Sie nur!“

Und sie fiel.

Wer niemals gefallen ist, hat keinen rechten Begriff davon, was dazu gehört, um festzustehen.

Man findet diesen Begriffsmangel viel, und vor allem bei Menschen, die nicht gereist oder wenig erlebt haben.

Die junge Dame fiel auf ihren Koffer und auf einen Paß Bettzeug oder was es sonst war. Sie schien sich nicht

verleßt zu haben, denn sie lachte in einem fort. Auch nahm sie keine Hilfe an von dem Fremden, der mit seinem linken Arm sich wieder am Schiffsbord festhielt, um zu helfen, wenn es nötig sein sollte. Dies war wieder eine Wirkung seines „Glaubens,“ wie es schien.

„Nein . . . danke . . . Gott, wie drollig . . . und ich glaubte mich so sicher! Eins, zwei . . . drei!“

Sie hüpfte auf das Deck der Sainte-Bierge und rief ihren Mann, immer noch lachend wie ein Kind, das ausgelassen fröhlich ist.

„Guten Tag, Herr . . . Englishman . . .“ sagte sie zu dem Fremden, „wir reisen doch wohl zusammen. Gott, wie ist es komisch, das Reisen, und . . . das ist also hier das Meer!“

Das „Meer“ war etwas wie der Westerdoek von Amsterdam.

Der Fremde, den sie einen Englishman nannte — wohl weil er ein kariertes Beinkleid trug — mußte grade vor dem Gepäck ausweichen, das aufs Deck befördert wurde. Und bevor er etwas antworten konnte, hörte er, wie die junge Frau halb für sich und etwas verstimmt sagte: „Ach, er versteht nicht! Wie kann man nur kein Französisch verstehen! Sind sie doch dumm, diese Engländer mit ihrer besondern Sprache.“

Unser vermeintlicher Engländer ließ sie in dem Glauben, daß er sie nicht verstanden hatte. Er fand es pikant, nach den ausgelassenen Äußerungen ihrer Fröhlichkeit zu lauschen, ohne daß sie wußte, daß sie verstanden wurde.

„Komm, Colineau, mein Freund . . . wir wollen jetzt dinieren . . . der Herr da ist ein Engländer. Sieht er nicht aus wie eine Vogelscheuche? — Er ist mager wie eine Oblate!“

Der arme Engländer, der so gut Französisch verstand — das hat man davon, wenn man Unkenntnis vorschützt — dennoch fand er Gefallen daran, das lebhafteste Frauchen in ihrem Irrtum zu lassen.

Das Ärgste hatte sie ja schon gesagt: Vogelscheuche und

mager wie 'ne Oblate. Man könnte wirklich mager darüber werden, wenn man es nicht schon wäre.

„Komm, mein kleiner Colineau, wir werden jetzt dinieren . . . wie Fürsten, sage ich dir! Wie ist doch das Reisen komisch!“

Sie blickte sich um nach irgend einem Fleckchen, wo sie speisen konnten. Der Fremde bemerkte jetzt, daß sie unter ihrem sehr geschmackvollen Mantel etwas trug, das durchaus nicht zu ihrer eleganten Toilette paßte. Es war ein blechernes Menagetränkelchen, wie es die Soldaten haben.

Das Ehepaar ging nach dem Achterdeck und nahm dort auf einer Lattenbank Platz.

Aber dem aufmerksamen Fremden war es nicht entgangen, wie der Steuermann ein paar Matrosen angewiesen hatte, das wenige Gepäck der zuletzt angekommenen Passagiere nach vorn zu bringen, also nach dem Platz, den man auf der Eisenbahn vierte Klasse nennen würde.

Vierte Klasse . . . und solch elegantes Frauchen . . . und solche Fröhlichkeit . . . dahinter mußte er kommen!

Er folgte dem Gepäck, bis es vor dem Wasserkasten niedergesetzt wurde in der Nähe des armen Mönches, der noch immer auf seinem Knoblauchsack saß und betete.

Unser Beobachter stellte nun fest, daß das Gepäck von Mr. und Mad. Colineau aus zwei — ja Koffer waren es nicht — Kisten bestand, auf denen der Name geschrieben war, aber auch nicht mehr als der Name. Nun, daß der Mann Colineau hieß, wußte er bereits, aber das gab wenig Licht. Man kann Colineau heißen und ein politischer Flüchtling sein, oder ein Brotbäcker oder sonst was. So ein Name sagt nicht viel. Und was er für Bettzeug gehalten hatte, war bei näherem Zusehen ein Paß unschöner Wäsche, die hier und da durch das sie umhüllende Bettuch hindurchguckte.

Etwas mißgestimmt — denn Begreifen und Wissen schien ihm Genuß zu sein — kehrte er nach dem Achterdeck zurück,

nachdem er vorher noch einem Matrosen, der an Land ging, aufgetragen hatte, ihm ein paar Kirschen mitzubringen.

Als er seine Kirschen empfangen hatte, setzte er sich auf die Lattenbank neben seinen dinierenden Reisegegnossen, oder vielmehr hinter einen von ihnen, denn sie wandten das Gesicht dem Menagekesseln zu, das zwischen ihnen stand.

Während sie das Mittagmahl aus einer Serviette herauswickelten und nach der einzigen stählernen Gabel suchten, und während sie dann die weißen Bohnen mit Essig — denn daraus bestand das „Diner“ — zu sich nahmen, hatte die junge Frau keinen Augenblick mit scherzen und lachen aufgehört. Sie spießte die „haricots“ auf die Gabel, holte sie mit ihren weißen Zähnen herunter und konnte sie kaum herunterzuschlucken vor Lachen. Dann gab sie die Gabel wieder ihrem Manne und spottete schelmisch über seine Begehrlichkeit, weil er viel mehr Bohnen auf die Gabel zu spießen suchte, als sie es vermochte, wenn an ihr die Reihe war.

„Mein Gott, Colineau, mein Freund, was bist du für ein Bielsraß — nein, die da gehört mir, das ist meine haricot, sage ich dir!“ Und neckisch griff sie nach einer Bohne, die neben dem Kesseln auf die Serviette gefallen war.

Der Mann, der ebenfalls fröhlich schien, aber nicht so kindlich ausgelassen war wie sie, suchte ihren Übermut von Zeit zu Zeit zu dämpfen durch einen Wink auf den Fremden, der hinter ihr saß.

„Der da! Ach, das ist ein Engländer . . . der versteht nichts . . . kein Wort! Ist er nicht komisch mit seinem ernstesten Gesicht und seinen Kirschen? Ist er bald fertig, Colineau? Gib mal ein bißchen acht. Es ist ein Lord . . . aber ohne Fernrohr, wie in Toulouse im Theater . . . Ach, wann werde ich Toulouse wiedersehen.“

„Bonjour milorre, commang vè foutre saunti?“ So sprechen sie in ihrem Lande. Nicht wahr, macht er dir nicht den Eindruck einer essenden Hopfenstange? . . . Sicherlich

ist er reich . . . alle Engländer sind reich . . . ach was, Reichthum . . . meinetwegen . . . und du, mein guter armer Freund, dir ist's doch auch gleich, nicht wahr? Ah, du willst mich betrügen . . . das da ist meine Bohne! . . ."

Und sie schäkerten wieder und stritten fast wie Kinder um eine weiße Bohne.

Ich kann ihre Fröhlichkeit nicht besser beschreiben, als indem ich sie mit den possierlichen Sprüngen einer Familie junger Katzen vergleiche.

Ob nun der Matrose dem Fremden in der That mehr Kirschen gebracht hatte, als dieser Lust hatte zu essen . . . oder ob er vielleicht, angesteckt durch die Fröhlichkeit, Lust hatte zu scherzen und deshalb dem kleinen Frauchen einen Schreck einjagen wollte, weil er alles verstanden hatte, was sie gesagt hatte . . . oder vielleicht auch, weil er mit dem lustigen Paar Bekanntschaft machen wollte — genug, er stand auf, stellte sich vor die Dame hin, bot ihr mit einer höflichen Verbeugung die übriggebliebenen Kirschen an und sagte auf französisch: „Madame, gestatten Sie mir vielleicht, Ihrem Diner ein wenig Dessert hinzuzufügen?“

„Mein Gott . . . es ist kein Engländer!“

Und bevor sie sich recht von ihrem Schreck erholt hatte, hatte sie den Teller mit Kirschen in der Hand und unser Fremdling entfernte sich nach einem höflichen, aber freundlichen Gruß. Er fühlte, daß da ein liebes Gemüth unter dem leichtfertigen Äußeren steckte.

Denn ob er ein „Theologe“ war, wie der Mönch behauptete, seht, das weiß ich nicht, doch etwas Menschenkenntnis und Philosophie besaß er, vor allem von der Sorte, die nicht in Büchern beschrieben steht. Er hatte alle Zeit Stiere und Kühe auf der Weide sich angeschaut und sie nicht studiert auf das soundsjovielste ihrer wahren Größe — in Olfarbe.

Jetzt in der That ein anderes Kapitel, aber wieder weiß ich nicht, das wievielfte. Ich bin genötigt, diesen oder jenen, der Romane oder ähnliche Dinge schreibt, zu ersuchen, etwas Kegeleinteilung und Stil in meine Erzählung zu bringen, die ich nur einfach so wiedergebe, wie sie mir von Fanchy erzählt war.

Nach seinem kleinen Scherz war der Fremde nach dem Borderteil des Schiffes gegangen.

Der Mönch schloß, das Gebetbuch in der Hand. Sein Kopf war gegen den Schiffsbord gelehnt und sein Kleid war auf der Brust offen, so daß der eiserne Ring sichtbar war, an dem er seine Heiligen wie einen Bund Schlüssel bewahrte. Ein breiter roter Streifen auf der Brust war Zeuge von vielem schmerzlichem Reiben.

„O Gott, o Gott,“ rief der Fremde aus, „soll soviel Glaube, soviel Schmerz, soviel Vertrauen wirklich eitel sein? Und dann . . . wer weiß es zu sagen . . . wer? . . . Wer sagt mir, ob mein Schmerz über Zweifel und Unwissenheit dort drinnen nicht tiefere Wunden schlägt als auswendiger Schmerz? Wie schläft er doch ruhig, dieser einfältige Gläubige!“

Und — dieses schien wieder ein Ausfluß des „Glaubens“ des Fremden — er schloß die Öffnung des härenen Oberkleides, denn das Wetter war frisch, und versuchte etwas Weicheres zwischen den Schiffsbord und den Scheitel des Mönches zu schieben, der geschoren, nicht einmal das Rissen besaß, das den Menschen in seinen Haaren gegeben ist. Aber wie vorsichtig der Fremdling auch dabei zuzugehe ging, der Mönch erwachte.

„Danke, mein Sohn. Sie sind sehr gut.“

„Das Holz ist hart, mein Vater.“

„Seit vierzig Jahren habe ich kein anderes Kopfkissen. Sie müssen uns in Nizza besuchen . . . ah, fürchten Sie nichts . . . Sie bekommen ein gutes Bett, ich versichere

Sie . . . man ist ganz gut aufgehoben bei uns. Sie werden Ihr Vergnügen haben. Wie spät ist es? Haben Sie schon gebetet? Lassen Sie uns plaudern, wenn Sie wollen. Haben Sie gebetet?"

„Nein, mein Vater.“

„Dann tun Sie es. Beeilen Sie sich. Soll ich Ihnen mein Buch leihen?"

Der arme Mann, der nicht wußte, daß man ohne Buch beten konnte, der Glückliche, der nicht wußte, daß es Menschen gibt, die weder mit noch ohne Buch beten können!

„Danke, mein Vater . . . ich bete nicht.“

Wenn der Knoblauch, auf dem der Mönch saß, sich in einen fliegenden Drachen verwandelt hätte, der Mann hätte nicht heftiger erschrecken können.

„Sie beten nicht? Aber was machen Sie denn? Sie beten nicht, mein Sohn?"

„Mein Vater, ich kann nicht beten, weil . . . nichts für mich da ist. Ich bin Atheist, mein Vater.“

„Schon gut . . . schon gut . . . ich kenne das. Aber die Jungfrau, mein Herr, die Jungfrau!"

„Mein Vater, ich kenne weder Gott noch die Jungfrau.“

Das Erstaunen des Mönches zu schildern, wäre eine Unmöglichkeit. Der Mann war entsetzt und brauchte lange Zeit, um zu sich zu kommen. Von Atheisten hatte er wohl gehört, aber daß jemand nicht an die heilige Jungfrau glaubte . . . das ging über seinen Verstand.

„Lassen Sie mich, mein Sohn . . . Sie haben gut getan, mich zu wecken. Ich habe viel zu beten . . . o, viel!"

Der Fremde fühlte Neue, daß er dem alten Mann Schmerz angetan hatte, aber er mußte doch die Wahrheit sagen. Dies schrieb ihm wieder, schien es, sein „Glaube" vor.

Es wurde kälter und rauher. Die Frau des Kapitäns war bereits weggegangen. Die Matrosen hatten sich bis auf einen in ihre Kojen zurückgezogen. Der Fremde war nicht ganz zufrieden mit sich selber. Hätte er den alten Mann nicht lieber in dem Glauben lassen sollen, daß auch er an die Jungfrau glaubte?

Lag in der vorzeitigen Mitteilung seiner nichtswissenden Weisheit nicht eine gewisse Grausamkeit? Hätte er nicht ein Viertelstündchen so tun können, als ob er bete? Und wenn er auch nur das Liedchen von Béranger aufgesagt hätte während der ganzen Zeit, das Liedchen vom „Dieu des bons gens?“ Oder wenn er nur von 1 bis 1000 gezählt hätte? . . .

Pfui, pfui, pfui . . . er empfand Widerwillen vor seiner Weisheit und fühlte etwas wie Reue. Und als er da auf dem Vorderdeck, wo es so stark nach Knoblauch duftete, die dunkle Gestalt des betenden Mönches sah, kam er sich vor wie ein Nichtstuer, der zusehen muß, wie ein anderer seine Arbeit verrichtet. Es fehlte nicht viel, und er hätte den Mann angestoßen und gesagt: „Es ist genug, mein Vater, hören Sie auf . . . ich werde weiterbeten!“

Er fühlte bitterliche Reue und machte sich Vorwürfe, daß er unrecht getan hatte. Auf dem Hinterdeck wurde er von Mr. Colineau angesprochen, der seine Verlegenheit über das Benehmen seiner Frau hinter einer übertriebenen Dankesbezeugung für die Kirichen zu verbergen suchte. Der Fremde sprach jetzt auch das Frauchen an und verstand es, ihr durch seinen Ton die Überzeugung beizubringen, daß er über ihre Anspielung auf den „mageren Engländer“ durchaus nicht böse war.

Allerdings sah sie anmutig aus, und das tut in einem solchen Falle recht viel.

Einem Dragoneroffizier gegenüber, der ihn für „einen Besenstiel, der Kirmeß hält,“ erklärt hätte, würde sich unser Fremder zweifellos anders benommen haben. O, es schadet nie, wenn man ein hübsches junges Frauchen ist.

Als sich Madame Colineau von dem Schreck über die Entdeckung erholt hatte, daß der Engländer Französisch verstand, fand sie sofort auch ihre gewohnte Fröhlichkeit wieder, und bald fühlte sich der Fremde so heimisch, daß er ihr sagte: „Wahrhaftig, Madame, ich bewundere Ihren Charakter. Gestatten Sie mir, Ihnen eine Frage zu stellen, die . . . vielleicht ein wenig indiscret ist . . .“

„Tausend, mein Herr, tausend. Höre, Colineau, mein Freund, Monsieur will mir eine Frage stellen! Ach, ich wußte ja, daß wir uns auf der Reise gut amüsieren würden.“

„Madame, darf ich fragen, welches die Ursache Ihrer Fröhlichkeit ist?“

„Meiner Fröhlichkeit? — Hahaha, gewiß bin ich fröhlich . . . ich bin es immer, nicht wahr, mein lieber Colineau? Aber heute . . . ja, mein Herr, haben Sie unser Diner bemerkt?“

Der Fremde zögerte. Vor kurzem hatte er dem Mönch Verdruß bereitet, dadurch, daß er sagte, er glaube nicht an die heilige Jungfrau. Sollte er jetzt das liebe Frauchen durch das Geständnis betrüben, daß er die Dürftigkeit ihres Mahles wohl bemerkt hatte?

„Madame . . . ich glaubte . . . ich sah . . . ich . . .“

„Ha, ha, ha . . .“

Und wieder lachte sie laut. Aber plötzlich wurde sie ernst.

„Bardon, mein Herr . . . ich lache, weil . . . aber wirklich, ich bitte um Entschuldigung . . . ich verstehe Ihre Lebenswürdigkeit, daß Sie nicht bemerkt haben wollen . . .“ und sie reichte dem Fremden mit einer unbeschreiblichen Gutmütigkeit die Hand.

„Aber das macht nichts. Sie haben unsere haricots gesehen, nicht? Und unsere einzige Gabel . . . denn es ist wirklich die einzige, die wir haben . . . denn wir sind arm . . . und sehen Sie, mein Herr, gerade, weil wir so arm sind, das amüsiert mich so.“

Der Fremde glaubte, nicht recht verstanden zu haben. Das Gespräch nahm eine andere Wendung.

„Ist nicht hier in der Nähe der arme Dantès gefangen gewesen?“ fragte die Dame.

„Dantès?“

„Sawohl . . . Dantès . . . Montechristo, wenn Sie wollen.“

Sie glaubte, daß dieser Montechristo eine geschichtliche Person war. Der Fremde mußte ihr diesen Glauben nehmen, den sie aber ungern aufgab.

„Aber das Chateau d'If, mein Herr, und die Insel Marguërite?“

„Die sind beide im offenen Meer, Madame, Sie können sie morgen sehen, wir fahren ganz nahe vorüber.“

„Wie? Das offene Meer? . . . Ist denn das hier nicht das Meer?“

O, schon wieder eine Illusion zerstört!

„Nein, Madame, das ist die Joliette, ein kleiner Hafen. Ich fürchte, daß Sie sich morgen Abend nicht so wohl fühlen werden wie jetzt. Die Seekrankheit . . .“

„O, das macht mir nichts!“

„Ich glaubte verstanden zu haben, Madame, daß Sie zum erstenmal zur See fahren?“

„Ja, ganz recht. Aber sehen Sie, mein Herr . . .“

Und sie brachte ein kleines Fläschchen zum Vorschein, das eine Tinktur zu enthalten schien.

„Damit, mein Herr, fürchte ich die Seekrankheit nicht.“

Der Fremde sagte, daß er viel gereist sei, aber noch niemals ein wirksames Mittel gegen Seekrankheit gefunden hätte.

Aber die junge Frau ließ sich nicht entmutigen.

„O, mein lieber Colineau hat es selbst erfunden, mein Herr — denn mein Gatte ist Arzt . . . o, er wird mich nicht unter der Seekrankheit leiden lassen! Er hat mich ja so lieb! . . .“

Eine seltsame Idee, zu glauben, daß Liebe jemanden vor

Krankheit schützen könne. Das erinnert mich an den Ausspruch des Kindes, das „seine Mutter so lieb haben wollte, daß es ihr einen Stern geben könnte.“ Man muß Frau, Kind oder Apostel sein, um zu glauben, daß die Liebe alle Dinge überwindet.

Unsere Französin fuhr, zu ihrem Mann gewendet, fort: „Erkläre doch dem Herrn ein wenig, wie du dieses . . . Dings da erfunden hast.“

Der Mann gab dem Fremden darauf eine Erklärung — schrecklich gelehrt! — über die Art und Weise, wie seine Tinktur imstande sei, alle Seekrankheit ein für allemal unmöglich zu machen. Das „Schlingern“ des Schiffes, die Nerven, die Magenmuskeln, schlangenartige Bewegung, Zusammenziehen, Aussetzen, Derivation, Reaktion, das Rückgrat, das Nervengeflecht, das kleine Hirn . . . es war dem Fremden zu gelehrt. Er war aber zu höflich, um dem Doktor zu widersprechen, und sagte nur, daß er das beste von seinem Mittel erhoffte.

Einen Augenblick später kam das Gespräch auf die Fröhlichkeit der jungen Frau. Es war unmöglich, nicht darauf zu achten, und der Fremde bezeugte aufs neue seine Bewunderung darüber.

„Madame, ich bewundere Sie, wirklich, es ist außerordentlich . . . und wenn ich mir gestatten dürfte . . .“

„Sie wünschen eine nähere Erklärung? Aber gern, nicht wahr, mein guter Colineau? Erzähle doch dem Herrn ein wenig . . .“

Der Mann erzählte darauf seine sehr einfache Geschichte.

1848 war er Student in Paris. Bei den Barrikadenkämpfen hatte er den Chirurgen improvisiert. Als wieder Ordnung geworden war (wie das von dem, der da siegt, genannt wird), hatte er seine Studien beendet und sich als Arzt in Toulouse niedergelassen. Das kleine Vermögen, das seine Frau ihm mitgebracht hatte, war in allerlei törrichten Spekulationen verloren gegangen. Ob es an ihm lag,

an seiner geringeren Geschicklichkeit, er gab die Möglichkeit daran ohne weiteres zu . . .

Wir erkennen allgemeine Fehler leichter als besondere. Derselbe Mann, der die Möglichkeit seiner geringeren Geschicklichkeit als Arzt zugab, würde heftig geworden sein gegen jemanden, der die Wirksamkeit seiner Tinktur gegen Seerkrankheit bezweifelt hätte.

. . . oder ob es an der großen Konkurrenz lag, das alles wagte der brave Colineau nicht zu entscheiden. Genug, die Praxis blieb aus, und nachdem sie drei Jahre verheiratet waren, hatten sie das wenige Hausgerät, das ihnen noch übrig geblieben war, verkauft, um als Passagiere letzter Klasse nach Italien zu reisen. Dort vielleicht würde sich bei der gegenwärtigen Bewegung eine Gelegenheit bieten, als Sanitätsoffizier in ein Regiment Garibaldi's einzutreten.

„Ich wünsche Ihnen viel Glück, mein Herr, aber ich weiß noch immer nicht . . .“

„Ach, richtig . . . weshalb Madame . . .“

„Nein, nein, Colineau, mein Freund . . . das laß mich sagen.“

Und sich schnell auf dem Deck niederhockend neben den Kajütslaternen, durch die ein mattes Licht schien, öffnete sie ihre Mantille, suchte etwas zwischen oder unter ihrem Nieder und sagte beim Aufstehen: „Sehen Sie, mein Herr, das ist es, warum ich bei aller Armut mit meinem guten Colineau so glücklich bin . . . sehen Sie!“

Und sie nahm den Fremden am Arm, zog ihn sacht hernieder zu dem Licht, das aus der Kajüte schien, und zeigte ihm . . .

Bei meiner Seele, es war wieder ein Schlüsselring mit Heiligenpüppchen aus Zinn oder Blei!

Der Fremde fing an verdrießlich zu werden. Er suchte Weisheit und fand nichts als Torheit auf seinem Weg. Er wollte wissen, begreifen, erkennen . . . und überall wurde er mit Dummheit gärgert.

Er wurde ärgerlich, weil er sich mißgestimmt fühlte bei dem Entdecken solcher Kinderei in einem Gemüt, das ihm vom Standpunkt der Menschenkunde des Secierens würdig erschien. Und recht trocken gab er hier, grade wie bei dem Mönch, nur etwas rauher, seine Verstimmung zu erkennen, indem er erklärte, „daß er an solche Dummheiten nicht glaube.“

„Wie, mein Herr, Dummheiten? Aber gute, liebe, heilige Jungfrau . . . Dummheiten? . . . Ach, mein Herr, wenn Sie wüßten, wie sie voll Gnade ist! Wenn Sie wüßten, wie sie mich in unserer Armut reich macht . . . nicht wahr, Colineau? Sage doch dem Herrn, wie gut sie zu uns ist, und wie glücklich und zufrieden sie mich allezeit macht!“

Colineau wollte grade beginnen, eine Erklärung der wunderbaren Wirkung der heiligen Jungfrau zu geben (Nervengeflecht, Schwindel, sehr kleines Hirn u. s. w. glaube ich), als die dunkle Gestalt des Mönches sich in dem Halbdunkel des Achterdecks zeigte.

Er sprach den Fremden an: „Ich habe gebetet, mein Sohn . . . ich habe gebetet für Sie . . . die heilige Jungfrau hat mich erhört, sie verzeiht Ihnen Ihre Unwissenheit und behütet Sie vor aller Sünde.“

„Lauf' zum Teufel,“ sagte der Fremde, diesmal in seiner holländischen Muttersprache, „lauf' zum Teufel mit deiner ‚Sainte-Vierge.‘“

Und nachdem er flüchtig gegrüßt hatte, ging er nach seiner Kabine, um zu schlafen.

Er hörte über sich, wie die Dame, die den ganzen Tag über so ausgelassen froh gewesen war, zu dem Mönch sagte: „Segnen Sie mich, mein Vater.“

Und der Mönch antwortete: „Ich segne Sie, meine Tochter. Die heilige Jungfrau möge Sie vor der Sünde bewahren . . . dem einzigen Unglück, das es auf der Welt gibt.“

Folgendes Kapitel.

„Es scheint, sie sind verrückt mit ihrer Sainte-Vierge.“

Das ungefähr war der einzige Gedanke des Fremden, während er sich auskleidete oder wenigstens so ziemlich, denn er wollte am nächsten Morgen auf Deck sein, wenn das Schiff abfuhr. Deshalb legte er sich, nur halb bekleidet, in seine Koje. Als er seine Uhr aufziehen wollte, kam ihm das bleierne Marienbildchen in die Hand. Einen Augenblick spürte er Lust, es durch das Kajütenfenster wegzuverfen, aber dann dachte er: „Bah . . . ich werde es einem Kind geben, wenn wir in Genua ankommen. Das Wegwerfen nutzt niemandem.“

Er wollte gerade in seine Koje steigen, in die oberste, als er eine kräftige Stimme auf Deck sagen hörte: „Mon-sieur und Madame, wollen Sie bitte ihre Plätze einnehmen.“

„Wie, unsere Plätze? Das ist ja nett! Ich dachte doch, wir hätten unsere . . . Plätze!“

„Madame, Ihr Platz ist dort! Sie sind Passagiere letzter Kajüte, gehen Sie bitte dorthin!“

Und der Fremde hörte, wie das arme Paar aufstand von der Lattenbank.

„Wir gehen schon, Herr Kapitän, wir gehen schon! Gott, wie ist er doch komisch mit seinen Plätzen. Halt da, mein ‚Sèvres‘ . . .“

Sie meinte ihr blechernes Suppenkesselfchen.

„Adieu, Kapitän, komm, mein guter Colineau, wir werden dort unten grade so schön vergnügt sein wie hier. Kommen Sie, mein Vater! Sie haben doch auch diesen schönen Platz da?“

„Ja, meine Tochter! Ich bin auch Passagier letzter Klasse.“

„Aber das ist ja ein Roman, ein wirklicher Roman! Wir werden unter freiem Himmel schlafen . . . Das ist unser . . . Platz!“

Und wiederum fröhlich lachend schien sie sich nach ihrem Deckplatz zu begeben.

Vorletztes Kapitel.

In der Kajüte brannte ein ärmliches Nachtlicht, das fortwährend zu erlöschen drohte.

In dem Hinterschiff war alles still geworden.

Der Fremde hörte das Ticken seiner Uhr, die ihm zuzurufen schien: „Sain—te—Vier—ge . . . Sain—te—Vier—ge, Sain—te—Vierge . . . Sain— . . .“

Er konnte nicht schlafen und fühlte, daß ihn etwas peinigte.

Zuerst wußte er selber nicht, was ihn am Schlafen hinderte. Sein Bett war gut . . .

Ja, das war es! Er konnte nicht schlafen, weil sein Bett gut war.

Hier folgt wieder ein Kapitel aus dem Glaubensbekenntnis des Fremden.

Wie von einer Natter gestochen sprang er auf aus seiner Koje und kleidete sich wieder an. Mit kräftigem Griff holte er sein Gepäck, das in der untersten Koje untergebracht war, hervor und schleppte es aus der Kabine.

Hierauf untersuchte er sein Bett und fand, daß es aus einem Strohsack zusammengesetzt war, über dem sich etwas Weicheres von Federn oder Seegras befand. Das Oberbett legte er nach unten in die untere Koje.

Mit einem Reisemantel und noch etwas anderem füllte er aus, was zum Zudecken fehlte. Es waren zwei Kissen . . . gut. Eins unten, eins oben . . . Er hatte zwei Betten in seiner Kabine.

Der Fremde klonn dann die Kajütstreppe empor und suchte, über Gepäck und Tauwerk strauchelnd, seinen Weg auf Deck.

Hu, wie war es doch kalt! „Um so besser,“ dachte er.

Er suchte den Weg nach dem Hinterschiff, roch den Knoblauch . . . ja, hier mußte es sein.

„Mein Vater,“ rief er. Der Mönch hörte nicht sogleich. Aber aus einiger Entfernung erklang eine liebe Frauenstimme: „St . . . er schläft, der heilige Mann!“

„Wie, Sie sind es, Madame? Bei diesem Wetter? . . .“

„Ah, der Engländer! Ja, mein Herr, ich bin es! Was wünschen Sie?“

„Madame, es ist schrecklich kalt!“

„Allerdings, ich friere ein wenig.“

Nun erwachte auch der Mönch, und der Fremde begann Gegenstände und Personen besser zu unterscheiden.

Das arme Ehepaar lag zwischen zwei Wasserschiffen, den Kopf auf dem alten Leinwand sack. Colineau hatte seinen Rock ausgezogen, um seine Frau und sich selbst zuzudecken.

Sie hielten jeder einen Ärmel in der Hand, um sich gewissermaßen an dieser kümmerlichen Hülle zu erwärmen.

Der Mönch saß grade wie mittags nach dem Beten auf seinem Knoblauchsack, den Kopf an die Schiffswand gelehnt.

„Mein Vater . . . und Sie, Madame . . . ich wollte Sie bitten . . . es ist so kalt, mein Vater . . .“

„Wie ist er doch komisch, dieser Engländer,“ rief da wieder das fröhliche Frauchen. „Glaubt er vielleicht, uns durch seine Reden erwärmen zu können? Ja, mein Herr, es ist kalt . . . wirklich, sehr kalt!“ Ihre Zähne klapperten vor Kälte.

„Madame . . . und Sie, mein Vater . . . ich möchte Ihnen zwei gute Betten anbieten!“

„O, wirklich? Und wo denn, bitte?“

„Kommen Sie, mein Vater, kommen Sie, Madame.“

Und mit der rechten Hand führte er die junge Frau, während er dem Mönch die linke reichte, und führte beide nach dem Hinterschiff in die Kajüte.

„Madame, wenn Sie das Bett unten nehmen wollen . . . ich habe es bereits zurechtgemacht.“

Sie trat in die Kabine.

„O, das ist schön! wahrhaftig, ich friere! Aber wenn ich mich dorthin lege, kann ich mich wohl ein wenig entkleiden?“

„Wie Sie wünschen, Madame.“

Und unser Reisender schloß die Kabinentür, während der Mönch wartete, bis die Dame rufen würde, daß sie sich entkleidet hätte und im Bett wäre. Während der ganzen Zeit hatte er den Fremden aufmerksam beobachtet.

„Mein Sohn, Sie haben ein gutes Herz!“

„Ich glaube wohl, mein Vater!“

„Wollen Sie mir dann eine Freude bereiten, eine sehr große Freude?“

„Mein Vater, wenn es von mir abhängt . . .“

„Das hängt von Ihnen ab, mein Sohn.“

„Sprechen Sie, mein Vater.“

„Glauben Sie an die heilige Jungfrau!“

„Mein Vater, ich kann nicht.“

„Nehmen Sie dann wenigstens den Segen an, den ich Ihnen in ihrem Namen spende.“

„Mein Vater . . . ich nehme ihn an.“

Und der Philosoph ohne Glauben, der Denker, der seinen Spott getrieben hatte mit den Bildchen aus Zinn und Blei, der Mann mit dem scharfen Verstand und dem beißenden Sarkasmus . . . dieser Mann kniete nieder ohne die geringste Heuchelei . . . Und er weinte!

Der Mönch streckte die Hände über sein Haupt und sagte: „Ich segne Sie, mein Sohn. Ich habe gebetet, viel gebetet für Sie . . . die heilige Jungfrau wird mich erhören. Sie wird Sie beschützen vor dem einzigen Unglück auf dieser Welt . . . vor der Sünde.“

Und aus der Kabine klang es: „Amen!“ Und dann: „Ich bin zu Bett, mein Vater . . . Sie können eintreten . . . und gute Nacht! Gott, wie ist es doch kalt! . . . Gute Nacht, Herr Engländer! Wollen Sie mir die Hand reichen?“

Sie steckte ihr Händchen zwischen die Gardinen hindurch. Der Fremde, der noch am Boden niederkauerte, ergriff sie . . .

„Nun, mein Herr . . . nun?“

„Madame!“

Ob es wieder die Sitten seines Landes waren, ob es wieder ein Artikel aus seinem Glaubensbekenntnis war . . . ich weiß es nicht. Aber er verstand ihr „Nun“ mit seinem Herzen, das soviel begriff, und er küßte feurig ihre kleine Hand.

„Wie, mein Herr, Sie weinen? Sehen Sie, ich auch! Das ist seltsam . . . ich liebe Sie sehr!“

So hatte die nichtswissende Philosophie gekniet vor dem Segensspruch des Mönches.

So hatte der einfältige Schwärmer seinen Segen einem Zweifler gegeben, einem Nichtbekenner, einem „Geist, der stets verneint.“

So hatte die unwissende, kindlich fröhliche Frau eine Träne dem Manne geschenkt, den sie noch soeben eine Vogel-scheuche genannt hatte.

In aller Herzen wohnte Liebe.

Wodurch wurden diese Wunder vollbracht?

Durch die Religion des Guten.

Das letzte Kapitel dieser Geschichte mag ich nicht verkaufen. Ich geb' es einem, den ich lieb habe.

(Aus den „Ideen,“ 1862.)

Saidjah und Adinda.

Saidjahs Vater hatte einen Büffel, mit dem er sein Feld bestellte. Als dieser Büffel ihm durch das Distrikts-haupt von Parang-Rudjang weggenommen wurde, war er sehr betrübt und sprach kein Wort, viele Tage lang. Denn die Zeit des Pflügens war nahe, und es war zu befürchten, daß, wenn man die Sawah*) nicht rechtzeitig bestellte, auch die Zeit des Säens vorübergehen würde, und dann kein Reis zum Schneiden da sein könnte, um in dem Lombong**) des Hauses geborgen zu werden.

*) Reisfeld. — **) Vorratsraum.

Ich muß hier für Leser, die zwar Java, aber nicht den Distrikt von Bantam kennen, hinzufügen, daß in dieser Residentschaft „persönliches Grundeigentum“ besteht, was anderwärts nicht der Fall ist.

Saidjahs Vater also war sehr bekümmert. Er fürchtete, daß seine Frau Reis nötig haben werde und auch Saidjah, der noch ein Kind war, und die Brüderchen und Schwesterchen von Saidjah.

Auch würde das Distriktsobershaupt ihn anklagen bei dem Assistent-Residenten, wenn er mit der Bezahlung seiner Landrente im Rückstand blieb. Denn darauf stand gesetzlich Strafe.

Da nahm Saidjahs Vater einen Kris,*) der ein Erbstück war von seinem Vater. Der Kris war nicht gerade schön. Aber er hatte silberne Streifen um die Scheide und auch die Spitze der Scheide war mit Silber belegt. Er verkaufte diesen Kris an einen Chinesen, der an dem Hauptplatz wohnte, und kam nach Hause mit 24 Gulden, für welches Geld er einen anderen Büffel kaufte.

Saidjah, der damals etwa sieben Jahre alt war, hatte mit dem neuen Büffel bald Freundschaft geschlossen. Ich sage absichtlich Freundschaft, denn es ist in der That rührend, zu sehen, wie der javanische Kerbo an dem kleinen Jungen hängt, der ihn bewacht und versorgt. Ein bezeichnendes Beispiel für diese Anhänglichkeit ist es, wie das große starke Tier gutwillig den schweren Kopf nach rechts oder links oder nach unten beugt auf den Fingerdruck des Kindes, das es kennt, das es versteht, mit dem es aufgewachsen ist.

Solche Freundschaft hatte denn auch der kleine Saidjah dem neuen Gast bald einzulösen verstanden, und Saidjahs ermutigende Kinderstimme schien den mächtigen Schultern des starken Tieres noch mehr Kraft zu verleihen, wenn es den schweren Lehmboden aufriß und seinen Weg in tiefen scharfen Furchen zeichnete. Der Büffel kehrte willig um,

*) Dolch.

wenn er das Ende des Ackers erreicht hatte, und verlor keine Handbreit Boden beim Zurückpflügen der neuen Furche, die immer genau neben der alten lag, als wäre die Sawah ein Gartengrund, durch einen Riesen geharkt.

Daneben lagen die Sawahs von Adindas Vater, dem Vater des Kindes, das mit Saidjah versprochen war. Und wenn Adindas Brüderchen an die dazwischenliegende Grenze kamen, grade wenn auch Saidjah mit seinem Pflug dort war, dann riefen sie sich einander fröhlich zu und rühmten gegenseitig die Kraft und den Gehorsam ihrer Büffel. Aber ich glaube, daß der von Saidjah der beste war, vielleicht weil dieser besser als die andern ihm zuzusprechen wußte. Denn Büffel sind für ein gutes Wort sehr empfänglich.

Saidjah war neun Jahre geworden und Adinda bereits sechs Jahre, als dieser Büffel Saidjahs Vater weggenommen wurde durch das Distrikthaupt von Parang-Kudjang.

Saidjahs Vater, der sehr arm war, verkaufte nun einem Chinesen zwei silberne Klambuhaken*) — ein Erbstück der Eltern seiner Frau — für 18 Gulden, und für dieses Geld kaufte er einen neuen Büffel.

Aber Saidjah war sehr betrübt, denn er wußte von Adindas Brüdern, daß der vorige Büffel nach dem Hauptplatz getrieben war, und er hatte seinen Vater gefragt, ob er das Tier gesehen hätte, als er dort war, um die Klambuhaken zu verkaufen. Auf diese Frage hatte Saidjahs Vater keine Antwort geben wollen. Deshalb fürchtete er, daß man seinen Büffel geschlachtet hatte, wie die andern Büffel, die das Distrikthaupt der Bevölkerung wegnahm.

Und Saidjah weinte viel, wenn er an den armen Büffel dachte, mit dem er zwei Jahre so innig verkehrt hatte. Und er konnte lange Zeit nicht essen, denn seine Kehle war ihm wie zugeschmirt.

Man bedenke, daß Saidjah ein Kind war.

*) Klambu = Gardine.

Der neue Büffel lernte Saidjah kennen und nahm in der Zuneigung des Kindes sehr bald den Platz seines Vorgängers ein. Allzu schnell eigentlich. Denn ach, die Wachsindrücke unseres Herzens werden so leicht geglättet, um Platz zu machen für spätere Schrift. Wie dem auch sei, der neue Büffel war wohl nicht so stark wie der vorige, wohl war das alte Joch zu groß, zu stark für seinen Nacken, aber das arme Tier war willig wie sein Vorgänger, der geschlachtet war, und wenn sich auch Saidjah nicht mehr mit der Kraft seines Büffels brüsten konnte beim Zusammentreffen mit Adindas Brüdern an der Grenze, so behauptete er doch, daß kein anderer dem seinen an Gutwilligkeit gleichkam.

Und wenn die Furche nicht so gradlinig lief wie früher, oder wenn Erdklumpen undurchschnitten liegen blieben, half er gern mit seiner Hacke nach, soviel er konnte.

Einmal auf dem Felde rief Saidjah seinem Büffel vergeblich zu, schnell zu machen. Das Tier stand starr da. Saidjah, aufgebracht über eine so große und vor allem so ungewohnte Widerspenstigkeit, konnte sich nicht enthalten, ein Schimpfwort auszustossen. Er sagte: „a. o.“ Jeder, der in Indien gewesen ist, wird mich verstehen. Und wer mich nicht versteht, kann nur gewinnen, wenn ich ihm die Erklärung für ein so grobes Schimpfwort erspare.

Saidjah meinte gleichwohl nichts Böses damit. Er sagte es nur, weil er es so oft von andern gehört hatte, wenn sie mit ihren Büffeln unzufrieden waren. Aber er hätte es gar nicht zu sagen brauchen, denn es mußte nichts: sein Büffel tat keinen Schritt vorwärts. Er schüttelte den Kopf, wie um das Joch abzuwerfen, man sah den Atem aus seinen Nüstern, er schnob, zitterte, bebte, Angst war in seinem blauen Auge und die Oberlippe war emporgezogen, daß das Zahnfleisch bloßlag.

„Fliehe, fliehe,“ riefen auf einmal Adindas Brüder, „Saidjah, fliehe! Dort ist ein Tiger!“

Und alle entledigten ihre Büffel der Pflugjoche und

schwangen sich auf die breiten Rücken und galoppierten davon über die Sawahs, über Deiche, durch Schmutz und Gebüsch und Gestrüpp, an Feldern und Wegen vorbei, und als sie keuchend und schweißtriefend in das Dorf Badur hineinritten, war Saidjah nicht bei ihnen.

Denn als dieser seinen Büffel vom Joch befreit und wie die anderen bestiegen hatte, um ebenfalls zu fliehen, hatte ihn ein unerwarteter Sprung des Tieres aus dem Gleichgewicht gebracht und zur Erde geworfen. Der Tiger war sehr nahe . . .

Saidjahs Büffel, durch seine eigne Kraft fortgetrieben, schoß um einige Sprünge an dem Fleck vorbei, wo seines kleinen Herrn der Tod wartete. Aber nur durch seine eigne Schwungkraft, nicht mit Absicht, war das Tier an seinem Herrn vorbeigesflogen. Denn sofort kehrte es zurück, setzte auf seinen plumpen Füßen seinen plumpen Leib wie ein Dach über das Kind und kehrte seinen gehörnten Kopf dem Tiger zu. Dieser sprang . . . aber er sprang zum letztenmal. Der Büffel fing ihn mit seinen Hörnern auf und verlor nur etwas Fleisch am Halse, das ihm der Tiger ausschlug. Der Angreifer lag mit aufgerissenem Leib da und Saidjah war gerettet.

Als dieser Büffel Saidjahs Vater weggenommen und geschlachtet wurde . . . (ich sage dir, Leser, daß meine Erzählung eintönig ist) . . . als dieser Büffel geschlachtet wurde, zählte Saidjah bereits zwölf Jahre, und Adinda webte bereits Sarongs*) und bestickte sie mit Kapalas. Sie hatte schon Gedanken in den Lauf ihres Farbschiffchens zu bringen, und sie zeichnete Betrübniß in ihr Gewebe, denn sie hatte Saidjah sehr traurig gesehen.

Und auch Saidjahs Vater war sehr betrübt, doch seine Mutter am meisten. Hatte sie doch die Wunde an dem

*) Sarong, das Männern und Frauen gemeinsame javanische Überkleid, dessen Enden Kapalas genannt werden.

Haß des treuen Tieres geheilt, das ihr Kind unverfehrt nach Hause gebracht hatte, während sie nach den Worten von Adindas Brüderchen geglaubt hatte, daß es durch den Tiger hinweggeführt wäre. Sie hatte die Wunde so oft betrachtet und dabei gedacht, wie tief wohl die Klauen, die so weit in das rauhe Fleisch des Büffels eindrangen, sich in den weichen Leib ihres Kindes eingekrallt haben würden, und jedesmal, wenn sie frische Heilkräuter auf die Wunde legte, streichelte sie den Büffel und sagte ihm einige freundliche Worte, damit das gute treue Tier doch wissen sollte, wie dankbar eine Mutter ist. Sie hoffte später, daß der Büffel sie doch verstanden haben mochte, denn dann hatte er auch ihr Weinen verstanden, als er hinweggeführt wurde, um geschlachtet zu werden. Und er hätte gewußt, daß es nicht Saidjahs Mutter war, die ihn schlachten ließ.

Einige Zeit darauf flüchtete Saidjahs Vater aus dem Lande. Denn er fürchtete sich sehr vor der Strafe, wenn er seine Landrente nicht bezahlen könnte, und er besaß kein Erbstück mehr, um einen neuen Büffel zu kaufen, da seine Eltern immer in Parang-Kudjang gewohnt und ihm also wenig nachgelassen hatten. Auch die Eltern seiner Frau wohnten immer in demselben Distrikt. Nach dem Verlust des letzten Büffels glaubte er gleichwohl sich noch einige Jahre mit gemieteten Pflugtieren halten zu können. Aber das ist eine sehr undankbare Arbeit und außerdem verdrießlich für jemanden, der im Besitz eigener Büffel gewesen ist. Saidjahs Mutter starb vor Kummer, und da geschah es, daß sein Vater in einem nutzlosen Augenblick sich fortmachte aus Lebak und aus Bantam, um im Buitenzorgschen Arbeit zu suchen. Er wurde mit Stockschlägen bestraft, weil er Lebak ohne Paß verlassen hatte, und durch die Polizei nach Badur zurückgebracht. Hier warf man ihn ins Gefängnis, weil man ihn für irrsinnig hielt, was durchaus nicht zu verwundern gewesen wäre, und weil man fürchtete,

daß er in einem Anfall von matah-glap*) Amokh laufen oder andere Verkehrtheiten begehen würde. Aber er blieb nicht lange gefangen, weil er kurz darauf starb.

Was aus den Brüderchen und Schwesterchen von Saidjah geworden ist, weiß ich nicht. Das Häuschen, das sie in Badur bewohnten, stand einige Zeit leer und verfiel bald, da es nur aus Bambusrohr gebaut und mit Palmenblättern gedeckt war. Ein bißchen Staub und Schmutz deckte die Stätte, wo soviel gelitten ward. Es gibt viele solcher Stätten in Lebaf.

Saidjah war bereits fünfzehn Jahre, als sein Vater nach Buitenzorg verzog. Er hatte ihn nicht dorthin begleitet, weil er sich mit größeren Plänen trug. Man hatte ihm gesagt, daß in Batavia so viele Herren wären, die in Bendies führen, und daß es also für ihn leicht sei, einen Dienst als Bendiejunge zu finden, wozu man gewöhnlich jemand nimmt, der noch jung und noch nicht ausgewachsen ist, um nicht durch zu große Schwere hinten auf dem zweirädrigen Wagen das Gleichgewicht zu stören. Man hatte ihm versichert, daß bei gutem Betragen viel Geld bei dieser Beschäftigung zu verdienen wäre. Er würde vielleicht auf diese Weise binnen drei Jahren genug Geld ersparen können, um zwei Büffel zu kaufen. Diese Aussicht lockte ihn. Mit stolzem Tritt, so wie jemand geht, der stolze Dinge im Kopf hat, trat er nach der Abreise seines Vaters bei Adinda ein und theilte ihr seinen Plan mit.

„Denk' einmal,“ sagte er, „wenn ich wiederkomme, sind wir alt genug, um zu heiraten, und wir werden zwei Büffel haben.“

„Sehr gut, Saidjah, ich will gern dein Weib werden,

*) Matah-glap (wörtlich: verbunkeltes Auge) deutet einen Zustand der Raserei an, indem der davon Befallene Amokh läuft, d. h. mit dem Dolch jeden tötet, der ihm begegnet, bis er selbst getötet wird. Der Unglückliche, der von diesem Wutanfall erfaßt wird, kennt weder Freund noch Feind. Die Ursache ist gewöhnlich Eifersucht oder lange verhaltene Empörung über Mißhandlung.

wenn du zurückkommst. Ich werde spinnen und Sarongs weben und sticken, und während der ganzen Zeit fleißig sein!“

„O, ich glaube dir, Adinda! Aber . . . wenn ich dich verheiratet finde?“

„Saidjah, du weißt recht gut, daß ich niemand heiraten werde. Mein Vater hat mich deinem Vater versprochen.“

„Und du selber?“

„Ich werde dein Weib, dessen sei sicher!“

„Wenn ich zurückkehre, werde ich von der Ferne aus rufen . . .“

„Wer soll es hören, wenn wir Reis stampfen im Dorfe?“

„Das ist wahr. Aber Adinda . . . O ja, das ist besser! Erwarte mich beim Djatiwald und dem Ketapanbaum, wo du mir die Melatti*) gegeben hast.“

„Aber Saidjah, wie kann ich wissen, wann ich hingehen muß, um dich unter dem Ketapanbaum zu erwarten?“

Saidjah dachte einen Augenblick nach und sagte: „Zähle die Monde. Ich werde dreimal zwölf Monate fortbleiben . . . dieser Monat zählt nicht mit. Sieh, Adinda, schneide eine Kerbe in deinen Reisblock bei jedem neuen Monat. Wenn du dreimal zwölf Kerben eingeschnitten hast, werde ich den Tag, der darauf folgt, unter dem Ketapan sein. Gelobst du, daß du dann dort bist?“

„Ja, Saidjah, ich werde unter dem Ketapan beim Djatiwald sein, wenn du zurückkommst.“

Nun riß Saidjah einen Streifen von seinem blauen Kopftuch, das sehr verschossen war, und gab dies Stückchen Leinen Adinda, damit sie es als ein Pfand bewahren sollte. Und darauf verließ er sie und Badur.

Er wanderte viele Tage hindurch. Er ging an Rangkas-Betung vorbei, das noch nicht Hauptplatz war, und an Warong-Gunang, wo damals der Assistent-Resident wohnte, und am folgenden Tag sah er Paudeglang, das wie in einem

*) Ein kleines weißes Blümchen mit starkem Jasmingeruch.

Garten liegt. Wieder einen Tag später kam er in Serang an und stand erstaunt über die Pracht dieses großen Platzes mit den vielen Häusern, die aus Stein gebaut und mit roten Ziegeln gedeckt waren. Saidjah hatte dergleichen nie gesehen. Er blieb daselbst einen Tag, weil er müde war, aber des Nachts in der Kühle ging er weiter und kam am folgenden Tag nach Tangerang. Hier badete er sich im Fluß und ruhte aus im Hause eines Bekannten seines Vaters, der ihn lehrte, Strohhüte zu flechten, wie sie aus Manila kommen. Er blieb einen Tag dort, um dies zu lernen, weil er glaubte, später etwas hiermit verdienen zu können, wenn es ihm in Batavia vielleicht doch nicht glücken sollte. Am folgenden Tag gegen Abend, als es kühl wurde, bedankte er sich bei seinem Gastgeber und wanderte weiter. Sobald es ganz dunkel war, damit niemand es sehen sollte, holte er die Melatti hervor, die Adinda ihm unter dem Katapanbaum gegeben hatte. Denn er war betrübt, daß er sie so lange Zeit nicht sehen sollte. Am ersten Tag und auch am zweiten hatte er minder stark gefühlt, wie allein er war, weil seine Seele ganz eingenommen war von dem großen Gedanken, Geld zu verdienen, um zwei Büffel zu kaufen, wo sein Vater selbst niemals mehr als einen besessen hatte, und seine Gedanken richteten sich zu sehr auf das Wiedersehen mit Adinda, um für den Abschiedskummer Raum zu haben. Er hatte diesen Abschied in überspannter Hoffnung genommen und ihn in seinen Gedanken schon verknüpft mit dem endlichen Wiedersehen unter dem Katapan. Denn eine so große Rolle spielte die Aussicht auf das Wiedersehen in seinem Herzen, daß er, als er beim Verlassen von Badur an diesem Baum vorüberging, etwas wie Fröhlichkeit fühlte, gleich als wären sie schon vorüber, diese 36 Monate, die ihn von dem Augenblick trennten. Es war ihm vorgekommen, als brauchte er nur umzukehren, als käme er schon von der Reise zurück, um Adinda unter dem Baum auf ihn warten zu sehen.

Aber je weiter er sich von Badur entfernte und je mehr er auf die schreckliche Länge eines Tages achtete, je mehr begann er die 36 Monde, die vor ihm lagen, lang zu finden. Es war etwas in seiner Seele, das ihn minder schnell fortschreiten ließ. Er fühlte Müdigkeit in seinen Knien, und wenn es auch keine Mutlosigkeit war, die ihn befiel, so war es doch Behmut, die nicht weit entfernt ist von Mutlosigkeit.

Er dachte daran, zurückzukehren, aber was würde Adinda sagen zu so wenig Mut.

Darum lief er weiter, wenn er auch minder schnell als am ersten Tage ging. Er hatte die Melatti in der Hand und drückte sie oftmals gegen seine Brust. Er war viel älter geworden seit drei Tagen und begriff nicht mehr, wie er früher so ruhig gelebt hatte, da doch Adinda so in seiner Nähe war, und er sie immer sehen konnte und so lange, als er wollte. Denn jetzt würde er nicht ruhig sein, wenn er erwarten könnte, daß sie plötzlich vor ihm stehen würde. Und er begriff auch nicht, daß er nach dem Abschied nicht noch einmal umgekehrt war, um sie noch einmal zu sehen. Auch erinnerte er sich wieder, wie er sich noch vor kurzem mit ihr wegen der Schnur gezankt hatte, die sie für den Papierdrachen ihrer Brüder spann, und die gerissen war, weil seiner Meinung nach ein Fehler in ihrem Gespinnst war, wodurch eine Wette gegen die Kinder aus Tjipurut verloren gegangen war. Wie war es möglich, dachte er, deswegen auf Adinda böse zu werden? Denn selbst wenn sie einen Fehler in ihre Schnur gesponnen hätte, und wenn dadurch die Wette von Badur gegen Tjipurut verloren gegangen wäre und nicht durch den Glasscherben, den der kleine Djamen listig und geschickt aus dem Hinterhalt geworfen hatte — durfte ich dann so hart gegen sie sein und sie ausschelten. Wie nun, wenn ich in Batavia sterbe, ohne sie um Verzeihung für meine Härte gebeten zu haben? Bin ich nicht ein schlechter Mensch, daß ich ein Mädchen mit

Schimpfworten bewerse? Und wenn man hört, daß ich gestorben bin in einem fremden Lande, wird nicht jedermann in Badur sagen: es ist gut, daß Saidjah starb, denn er hat gegen Adinda einen großen Mund gehabt?

So nahmen seine Gedanken einen Lauf, der sich sehr unterschied von seiner früheren gehobenen Stimmung, und unwillkürlich äußerte sie sich zuerst in halbgemurmelten Worten, dann in einem Selbstgespräch, und endlich in dem wehmütigen Sang, dessen Übersetzung ich hier folgen lasse. Ich wollte zuerst etwas Rhythmus und Reim in die Übersetzung hineinbringen, aber ebenso wie Havelaar lasse ich lieber das Korsett weg.

„Ich weiß nicht, wo ich sterben soll.

Ich habe die große See gesehn an der Südküste, als ich dort war mit meinem Vater, Salz zu machen.

Wenn ich sterbe auf der See und man wirft meinen Leichnam in das tiefe Wasser, werden Götter kommen.

Sie werden um meine Leiche schwimmen und fragen: wer von uns soll den Leichnam verschlingen, der dort im Wasser treibt?

Ich werde es nicht hören.

Ich weiß nicht, wo ich sterben soll.

Ich sah das Haus brennen von Paansu, das er selbst angezündet hatte, weil er matah-glap*) war.

Wenn ich sterbe in einem brennenden Hause, werden glühende Stücke Holz niederfallen auf meine Leiche,

Und draußen wird ein groß Geschrei sein von Leuten, die Wasser werfen, um das Feuer zu töten.

Ich werde es nicht hören.

Ich weiß nicht, wo ich sterben soll.

Ich habe den kleinen Stunah fallen sehen aus dem Klappabaum, als er eine Klappa pflückte für seine Mutter.

Wenn ich herniederfalle aus dem Klappabaum, werde ich tot daliegen zu seinem Fuße, an den Sträuchern, wie Stunah.

Dann wird meine Mutter nicht weinen, denn sie ist tot. Aber andre werden rufen: ‚Steh, da liegt Saidjah!‘ mit harter Stimme.

Ich werde es nicht hören.

*) Vgl. S. 62.

Ich weiß nicht, wo ich sterben soll.

Ich habe die Leiche gesehen von Palisuh, der gestorben ist vor hohem Alter, denn seine Haare waren weiß.

Wenn ich sterbe vor hohem Alter, mit weißen Haaren, werden die Klagefrauen um meine Leiche stehen,

Und sie werden schreien wie die Klagefrauen an Palisuh's Leiche, und auch die Enkel werden sehr laut schreien.

Ich werde es nicht hören.

Ich weiß nicht, wo ich sterben soll.

Ich habe viele gesehen zu Badur, die gestorben waren. Man kleidete sie in ein weißes Kleid und begrub sie in den Boden.

Wenn ich sterbe in Badur und man begräbt mich draußen vor der Dessah,*) ostwärts gegen den Hügel, wo das Gras hoch ist...

Dann wird Abinda dort vorübergehen, und der Saum ihres Sarongs**) wird sanft über das Gras hinrauschen...

Ich werde es hören."

Saidjah kam in Batavia an. Er ersuchte einen Herrn, ihn in Dienst zu nehmen, was dieser sofort tat, weil er ihn nicht verstand. Denn in Batavia hat man gern Bediente, die noch kein Malayisch sprechen und also noch nicht so verdorben sind wie die andern, die länger mit der europäischen Kultur in Berührung waren. Saidjah lernte bald Malayisch, aber gab brav acht, denn er dachte stets an die zwei Büffel, die er kaufen wollte, und an Abinda. Er wurde groß und stark, weil er alle Tage aß, was in Badur nicht immer sein konnte. Man hatte ihn in dem Stall gern, und er wäre sicher nicht abgewiesen worden, wenn er die Tochter des Kutschers zur Frau begehrt hätte. Sein Herr selber hielt soviel von Saidjah, daß dieser bald zum Hausbedienten erhoben wurde. Man erhöhte seinen Lohn und gab ihm außerdem beständig Geschenke, weil man so besonders zufrieden mit ihm war. Mevrouw hatte den Roman von Sue gelesen, der so viel Aufsehen machte, und dachte immer an den Prinzen Djalma, wenn sie Saidjah sah. Auch die jungen

*) Dessah = Dorf. — **) Vgl. S. 60.

Mädchen verstanden besser als früher, weshalb der japanische Maler Radhen-Saleh soviel Aufsehen in Paris erregt hatte.

Aber man fand Saidjah undankbar, als er nach fast drei Jahren Dienst um seine Entlassung bat und um ein Zeugnis über sein gutes Betragen. Man konnte ihm dies aber nicht verweigern, und Saidjah machte sich mit fröhlichem Herzen auf die Reise.

Er ging an Pising vorbei, wo, vor langer Zeit schon, einst Habelaar wohnte. Aber dies wußte Saidjah nicht. Und wenn er es auch gewußt hätte, seine Seele beschäftigte sich doch mit etwas ganz anderem. Er zählte die Schätze, die er nach Hause brachte. In einer Bambusrolle hatte er seinen Paß und das Zeugnis über sein gutes Betragen. In einem Köcher, der an einem ledernen Riemen befestigt war, schien beständig etwas Schweres gegen seine Schulter zu stoßen. Aber er fühlte das gerne, denn darin waren dreißig spanische Dollars, genug, um drei Büffel zu kaufen. Was würde Udinda sagen! Und das war noch nicht alles. Auf seinem Rücken sah man die mit Silber beschlagene Scheide eines Kris, den er im Gürtel trug. Das Heft war sicher aus fein geschnitztem Kammuningholz, denn er hatte es sorgfältig in eine seidene Hülle gewickelt. Und er besaß noch mehr Schätze. In den Falten seines zusammengerollten Überkleides bewahrte er einen Leibgurt von silbernen Gliedern, mit goldenem Schloß. Wohl war der Gurt kurz, aber sie war ja so schlank . . . Udinda.

Und an einer Schnur um den Hals trug er versteckt ein seidenes Beutelchen mit einigen vertrockneten Melattiblumen.

War es ein Wunder, wenn er sich in Tangerang nicht länger aufhielt, als nötig war, um den Bekannten seines Vaters zu besuchen, der so seine Strohhlüte flocht? War es ein Wunder, wenn er so wenig zu den Mädchen sprach, die er auf seinem Weg traf, und die ihn fragten, wohin, woher? wie der Gruf in dieser Gegend ist? War es ein Wunder, daß er Sirang nicht mehr so schön fand, nachdem

er Batavia kennen gelernt hatte? Daß er sich nicht mehr, wie vor drei Jahren, im Gebüsch versteckte, als der Resident vorbeifuhr, da er den viel größeren Herrn gesehen hatte, der zu Buitenzorg wohnt, und der der Großvater des Susuhunan von Solo ist?*) War es ein Wunder, daß er wenig acht gab auf die Erzählungen derer, die eine Strecke Weges mit ihm gingen und von all den Neuigkeiten in Bantankidul sprachen? Daß er kaum darauf hörte, als man ihm erzählte, daß die Kaffeekultur nach vielen vergeblichen Versuchen ganz aufgegeben war? Daß das Distriktshaupt von Parang-Kudjang wegen öffentlichen Raubes zu 14 Tagen Gefängnis im Hause seines Schwiegervaters verurteilt war? Daß der Hauptplatz nach Rangkas-Betung verlegt war? Daß ein neuer Assistent-Resident gekommen war, weil der frühere vor einigen Monaten gestorben war? Wie der neue Beamte auf der ersten Versammlung gesprochen hatte? Wie seit einiger Zeit niemand mehr wegen seiner Klagen bestraft worden sei, und wie man im Volk hoffte, daß all das Gestohlene wiedergegeben oder vergütet werden würde?

Nein, er hatte schönere Bilder vor dem Auge seiner Seele. Er suchte den Retapanbaum in den Wolken, zu fern noch, um ihn in Badur suchen zu können. Er griff nach der Luft, die ihn umgab, als wollte er die Gestalt umfassen, die ihn unter diesem Baum erwarten sollte. Er zeichnete sich Adindas Gesicht, ihren Kopf, ihre Schulter . . . er sah den vollen Haarnoten, der so glänzend schwarz ihr auf den Nacken herniederhing . . . er sah ihr großes Auge, glänzend im dunklen Widerschein . . . die Nasenflügel, die sie so stolz als Kind aufzog, wenn er — wie war es möglich — sie plagte, und er sah den Winkel von ihren Lippen, worin sie ein Lächeln bewahrte. Er sah ihre Brust, die jetzt schwellen würde unter der Kabaai**) . . . er sah, wie

*) Der Susuhunan von Solo ist der Herrscher von Surakarta, der dem Generalgouverneur offiziell den Titel „Großvater“ gibt.

**) Leichtes Gewand, Negligé.

der Sarong, den sie selbst gewebt hatte, ihre Hüften eng umspannte und, dem Schenkel in gebogener Linie folgend, am Knie entlang niederfiel in herrlichem Wurf auf den kleinen Fuß . . .

Nein, er hörte wenig von all dem, was man ihm sagte. Er hörte ganz andere Töne. Er hörte, wie Adinda sagte: „Sei willkommen, Saidjah! Ich habe an dich gedacht beim Spinnen und beim Weben und beim Stampfen des Reises in dem Block, der dreimal zwölf Schnitte trägt von meiner Hand. Hier bin ich unter dem Ketapang, am ersten Tag des neuen Monats. Sei willkommen, Saidjah, ich will deine Frau sein!“

Das war die Musik, die so herrlich in seinen Ohren wiederklang, und die ihn hinderte, nach all den Neuigkeiten zu lauschen, die man ihm auf seinem Weg erzählte.

Endlich sah er den Ketapan. Oder vielmehr, er sah einen großen dunklen Fleck, der viele Sterne vor seinem Auge bedeckte. Das mußte der Djatiwald sein, bei dem Baum, wo er Adinda wiedersehen sollte am folgenden Tage nach dem Aufgehen der Sonne. Er suchte im Dunkeln und betastete viele Stämme. Bald fand er eine ihm bekannte Unebenheit an der Südseite eines Baumes, und er legte den Finger in einen Spalt, den Lipanteh hineingehackt hatte, um den Pontianak*) zu beschwören, der schuld war an dem Zahnweh von Lipantehs Mutter, kurz vor der Geburt seines Brüderchens. Das war der Ketapan, den er suchte.

Ja, das war der Fleck, wo er zuerst Adinda anders angesehen hatte als seine übrigen Spielgefährten, weil sie sich da zum erstenmal geweigert hatte, an einem Spiel teilzunehmen, das sie noch kurz vorher mit allen Kindern, Knaben und Mädchen, mitgespielt hatte. Dort hatte sie ihm die Melatti gegeben.

*) Ein Spuk, der sich in den Bäumen aufhält und von Frauen, besonders schwangeren, gefürchtet wird.

Er setzte sich nieder am Fuße des Baumes und sah auf zu den Sternen. Und wenn einer herniederfiel, so betrachtete er das als einen Gruß bei seiner Wiederkehr in Badur. Und er dachte daran, ob Adinda wohl jetzt schlafen würde? Und ob sie wohl die Monde gut eingeschnitten haben würde in ihrem Reissblock? Es würde ihn schmerzen, wenn sie einen Monat überschlagen hätte, als ob es nicht genügte. . . . Sechsenddreißig! Und ob sie schöne Sarongs und Glendangs gestickt haben würde? Und er fragte sich auch, wer jetzt wohl in seines Vaters Haus wohnen würde? Und seine Jugend kam ihm wieder vor Augen und seine Mutter, und wie der Büffel ihn vor dem Tiger gerettet hatte, und er überlegte, was wohl aus Adinda geworden sein möchte, wenn der Büffel weniger treu gewesen wäre?

Er gab sehr acht auf das Sinken der Sterne im Westen, und bei jedem Stern, der am Horizont verschwand, berechnete er, wie die Sonne ihrem Aufgang in Osten wieder etwas näher wäre, und wieviel näher er selbst dem Wiedersehen mit Adinda.

Denn sicherlich würde sie beim ersten Strahl kommen, ja, bei der Dämmerung würde sie schon da sein! Ach, weshalb war sie nicht bereits am Tage vorher gekommen?

Es betrückte ihn, daß sie dem schönen Augenblick nicht vorausgelaufen war, der ihm drei Jahre lang die Seele mit unbeschreiblichem Glanz erhellt hatte. Und, unbillig und ungerecht, wie er in seiner egoistischen Liebe war, schien es ihm, als ob Adinda schon hätte da sein müssen, auf ihn wartend, er, der sich jetzt beklagte — und noch vor der Zeit — daß er auf sie warten mußte.

Aber er beklagte sich zu unrecht. Denn noch war die Sonne nicht aufgegangen, noch hatte das Auge des Tages keinen Blick auf die Ebene geworfen. Wohl erblickten die Sterne dort hoch oben, beschämt, daß ihre Herrschaft sobald zu Ende sein würde. . . . wohl fluteten seltsame Farben über die Spitzen der Berge, die um so dunkler schienen, je schärfer

sie sich von dem helleren Hintergrund abhoben . . . wohl flog hin und wieder durch die Wolken im Osten etwas Glühendes — Pfeile von Gold und von Feuer, die hin und wieder über den Horizont geschossen wurden — aber sie verschwanden wieder und schienen niederzufallen hinter dem unbegreiflichen Vorhang, der noch immer den Tag den Augen Saidjahs verbarg.

Doch allmählich wurde es lichter und lichter um ihn her. Er sah schon die Landschaft, und schon konnte er das Laubdach des Klappawäldchens unterscheiden, hinter dem Badur versteckt lag. Da schlief Adinda!

Nein, sie schlief nicht mehr! Wie sollte sie schlafen können! Wußte sie nicht, daß Saidjah ihrer wartete? Sicherlich hatte sie die ganze Nacht nicht geschlafen! Gewiß hatte die Dorf- wache an ihre Thür geklopft, um zu fragen, warum das Lämpchen in ihrem Häuschen noch fortbrenne, und mit liebem Lächeln hatte sie gesagt, daß ein Gelübde sie wachhalte, um den Glendang noch fertig zu weben, der für den ersten Tag des neuen Monats fertig sein mußte.

Oder sie hatte die Nacht im Dunkeln zugebracht, auf ihrem Reissblock sitzend und mit begierigem Finger zählend, ob auch wirklich 36 tiefe Schnitte nebeneinander darin eingekerbt waren. Und sie hatte sich ergötzt mit künstlichem Erschrecken, ob sie sich vielleicht nicht verrechnet hätte, ob vielleicht noch ein Schnitt fehlte, um noch einmal, und noch einmal, und immer wieder die herrliche Gewißheit zu genießen, daß wirklich dreimal zwölf Monde vorübergegangen waren, seit Saidjah sie zuletzt gesehen.

Auch sie würde jetzt wohl, wo es so hell wurde, ihre Augen anspannen mit fruchtlosem Bemühen, um die Blicke über den Horizont hinauszuweisen zu lassen, damit sie der Sonne begegneten, der trägen Sonne, die wegblieb . . . wegblieb.

Da schimmerte ein Streifen bläulichen Rots hervor, der sich an den Wolken festklammerte und die Ränder hell und

glühend werden ließ, und es begann zu blitzen, und wieder schossen Feuerpeile durch den Luftraum, aber sie fielen jetzt nicht nieder, sie hefteten sich fest auf den dunklen Hintergrund und verbreiteten ihre Glut in immer größer werdenden Kreisen und begegneten sich kreuzend, schlängelten sich irrlichternd einander und vereinigten sich in Strahlenbündeln und leuchteten in goldenem Glanz auf einen Grund von Perlmutter, und es war Rot und Blau und Gelb und Silber und Purpur und Azur in dem Ganzen . . . o Gott, das war das Morgenrot: das war das Wiedersehen mit Adinda!

Saidjah hatte nicht beten gelernt, und es wäre auch schade gewesen, ihn das zu lehren, denn ein heiligeres Gebet und ein feurrigerer Dank, wie jetzt in der sprachlosen Glückseligkeit seiner Seele lag, wäre nicht zu fassen gewesen in menschlicher Sprache.

Er wollte nicht nach Badur. Das Wiedersehen mit Adinda kam ihm selber weniger schön vor als die Gewißheit, daß er sie nun sofort wiedersehen sollte. Er setzte sich an den Fuß des Ketapanbaumes und ließ sein Auge über die Fläche hinstreifen. Die Natur lachte ihm zu und schien ihn willkommen zu heißen, wie eine Mutter ihr zurückgekehrtes Kind. Aber wie auch seine Augen und seine Gedanken umherschweiften, immer wieder fiel sein Blick und sein Verlangen zurück auf den schmalen Pfad, der von Badur nach dem Ketapanbaum führte. Alles, was seine Sinne wahrnahmen, hieß Adinda. Er sah links den Abgrund, wo die Erde so gelb ist, und wo einmal ein junger Büffel in die Tiefe versank. Da hatten sich die Dorfbewohner versammelt, um das Tier zu retten — denn es ist keine geringe Sache, einen jungen Büffel zu verlieren! — und sie hatten sich an starken Stricken niedergelassen. Adindas Vater war der mutigste gewesen . . . o, wie sie in die Hände klatschte, seine Adinda!

Und dort, an der anderen Seite, wo das Kokoswäldchen sich über die Hütten des Dorfes wölbt, da war Sinnah aus einem Baum gefallen und gestorben. Wie schrie seine Mutter:

„Weil Sinnah noch so klein war,“ jammerte sie . . . als ob es ihr weniger Kummer bereitet hätte, wenn Sinnah größer gewesen wäre. Aber klein war er, das ist wahr, denn er war noch kleiner und schwächer als Abinda . . .

Niemand betrat den Pfad, der von Badur nach dem Baum führte. Aber bald würde sie kommen. Es war ja noch so früh!

Saidjah sah einen Badjing,*) der mit fröhlicher Schnelle an dem Stamm eines Klapperbaumes hin und her sprang. Das Tierchen kletterte unermüdetlich auf und nieder. Saidjah sah es und beobachtete es aufmerksam, denn das gab seinen Gedanken Ruhe nach der schweren Arbeit, die sie seit Sonnenaufgang verrichteten . . . Ruhe nach dem ermattenden Warten. Und bald faßten sich seine Eindrücke in Worte zusammen, und er sang, was in seiner Seele vorging. Es wäre mir lieber, das Lied im Malayischen, dem Italienisch des Ostens, vorlesen zu können, doch hier ist die Übersetzung:

„Sieh, wie der Badjing seine Nahrung sucht
Auf dem Klapperbaum. Er steigt auf und nieder, hüpfst nach links
und rechts,

Er kreist um den Baum, springt, fällt, klettert und fällt wieder.
Er hat keine Flügel und ist doch so schnell wie ein Vogel.

Viel Glück, mein Badjing! ich wünsche dir Heil!
Du wirst gewiß die Nahrung finden, die du suchst . . .
Doch ich sitze allein bei dem Djatiwald
Und warte auf die Nahrung meines Herzens.

Schon lange ist der kleine Leib meines Badjings gesättigt . . .
Lange schon ist er zurückgekehrt in sein Nestchen . . .
Aber noch immer ist meine Seele
Und mein Herz bitter betrübt . . . Abinda!“

Noch zeigte sich niemand auf dem Pfad, der von Badur nach dem Ketapan führte.

Saidjahs Auge fiel auf einen Schmetterling, der sich zu freuen schien, weil es warm zu werden anfing.

*) Javanisches Eichhörnchen.

„Sieh, wie der Falter dort umherflattert,
Seine Flügel glänzen wie eine vielfarbige Blume.
Sein Herzchen ist verliebt in die Blüte der Kenarie:
Sicher sucht er seine duftende Geliebte.

Viel Glück, mein Falter, ich wünsche dir Heil!
Du wirst sicher finden, was du suchst . . .
Aber ich sitze allein am Djatiwalde
Und warte auf die, die mein Herz lieb hat.

Lange schon hat der Falter geküßt
Die Kenarieblüte, die er so liebt . . .
Aber noch immer ist meine Seele
Und mein Herz bitter betrübt . . . Abinda!“

Und noch ließ sich niemand sehen auf dem Pfade, der von
Badur nach dem Baum führte.

Die Sonne stieg schon höher und die Luft wurde schon heiß.

„Sieh, wie die Sonne dort oben glänzt,
Hoch über dem Waringihügel!
Sie fühlt sich zu warm und wünscht zu sinken,
Um zu schlafen im Meer, wie im Arm eines Gatten.

Viel Glück, o Sonne, ich wünsche dir Heil!
Was du suchst, wirst du sicher finden . . .
Aber ich sitze allein am Djatiwalde
Und warte der Ruhe für mein Herz.

Schon lange wird die Sonne gesunken sein
Und schlafen im Meer, wenn alles dunkel ist . . .
Und noch immer wird meine Seele
Und mein Herz bitter betrübt sein . . . Abinda!“

Und noch immer war niemand auf dem Pfad, der von
Badur nach dem Baum führte.

„Wenn nicht länger Falter umherflattern werden,
Wenn die Sterne nicht mehr glänzen,
Wenn die Melatti nicht mehr duften wird,
Wenn es nicht länger betrübte Herzen gibt,
Noch wildes Getier in dem Walde . . .
Wenn die Sonne verkehrt wird wandeln
Und der Mond vergeffen hat, was Osten und Westen ist,

Wenn dann Abinda noch nicht gekommen ist,
 Dann wird ein Engel mit leuchtenden Flügeln
 Niederschweben zur Erde, um zu suchen, was dort zurückblieb.
 Dann wird meine Leiche hier liegen unter dem Ketapan . . .
 Meine Seele ist bitter betrübt . . . Abinda!"

Und noch immer war niemand auf dem Pfad, der von
 Badur nach dem Baum führte.

"Dann wird meine Leiche von dem Engel erblickt werden,
 Und er wird sie mit dem Finger seinen Brüdern zeigen:

„Seht, dort ist ein gestorbener Mensch vergessen,
 Sein erstarrter Mund küßt eine Melattiblume.
 Kommt, laßt ihn uns aufnehmen und zum Himmel tragen,
 Ihn, der auf Abinda gewartet hat bis zum Tode.
 Denn er darf nicht allein dort zurückbleiben,
 Des Herz die Kraft hatte, so zu lieben!"

Dann wird noch einmal mein erstarrter Mund sich öffnen,
 Um Abinda zu rufen, die mein Herz lieb hat . . .
 Noch einmal werde ich die Melatti küssen,
 Die sie mir gab . . . Abinda . . . Abinda!"

Niemand war auf dem Pfade, der von Badur nach dem
 Ketapan führte.

O, sie war gewiß gegen Morgen in Schlaf gefallen, er-
 müdet vom Wachen in der Nacht, vom Wachen vieler langer
 Nächte! Denn sie hatte sicherlich seit Wochen nicht geschlafen!

Sollte er aufstehen und nach Badur gehen? Nein!
 Durfte es scheinen, als ob er an ihrem Kommen zweifelte?

Wenn er den Mann anrief, der dort seinen Büffel nach
 dem Felde trieb? Der Mann war zu fern. Und dann,
 Saidjah wollte nicht sprechen über Abinda, nicht fragen nach
 Abinda . . . er wollte sie wiedersehen, sie allein, sie zuerst!
 O gewiß, gewiß würde sie jetzt bald kommen!

Er wollte warten, warten . . .

Aber wenn sie krank war oder . . . tot?

Wie ein angeschossener Hirsch flog Saidjah den Pfad
 entlang, der von dem Ketapan nach dem Dorf führte, wo

Adinda wohnte. Er sah nichts und hörte nichts, und doch hätte er etwas hören können, denn es standen Menschen auf dem Wege am Eingang des Dorfes, die da riefen: „Saidjah, Saidjah!“ Aber . . . war es seine Hast, seine Aufregung, die ihn hinderte, Adindas Haus zu finden? Er war schon fortgeflogen bis an das Ende des Weges, wo das Dorf aufhört, und wie wahnsinnig kehrte er um und schlug sich vor die Stirn, weil er an ihrem Hause hatte vorbeilaufen können, ohne es zu sehen. Aber wieder war er am Eingang und — mein Gott, war es ein Traum — wieder hatte er Adindas Haus nicht gefunden! Noch einmal flog er zurück, und auf einmal blieb er stehen, griff sich mit beiden Händen an die Stirn, wie um daraus den Wahnsinn wegzuschleichen, der ihn umfing, und rief laut: „Betrunken, betrunken, ich bin betrunken!“

Und die Frauen von Badur kamen aus ihren Häusern und sahen mit Betrübnis den armen Saidjah dort stehen, denn sie erkannten ihn wieder und begriffen, daß er Adindas Haus suchte, und wußten, daß es kein Haus Adindas im Dorfe Badur gab.

Denn als das Distriktshaupt von Parang-Kudjang den Büffel von Adindas Vater weggenommen hatte . . . (ich sagte dir, Leser, daß meine Geschichte eintönig ist) . . . da war Adindas Mutter vor Kummer gestorben. Und ihr jüngstes Schwesterchen war gestorben, weil es keine Mutter hatte, die es nährte. Und Adindas Vater, der die Strafe fürchtete, wenn er seine Landrente nicht bezahlte . . . (ich weiß wohl, weiß es wohl, daß meine Geschichte eintönig ist) . . . Adindas Vater war aus dem Lande gegangen. Er hatte Adinda mitgenommen mit ihren Brüdern. Aber er hatte vernommen, wie Saidjahs Vater in Buitenzorg mit Stockschlägen bestraft worden war, weil er Badur ohne Paß verlassen hatte. Und darum war Adindas Vater nicht nach Buitenzorg gegangen, sondern nach dem Distrikt von Lebak, der an das Meer grenzt . . . dort hatte er sich in den Wäldern

versteckt gehalten und auf die Ankunft von Paento, Palontah, Sinniah, Paansiu, Abdul-Isma und noch einiger anderer gewartet, die durch das Distriktshaupt von Parang-Kudjang ihrer Büffel beraubt waren, und die alle Strafe fürchteten, als sie ihre Landrenten nicht bezahlten. Da hatten sie sich bei Nacht zu Herren eines Fischerbootes gemacht und waren in See gestochen. Sie hatten westlich gesteuert und ließen das Land rechts von sich bis nach Sabapunt. Von hier waren sie nordwärts gefahren, bis sie Tanahitam vor sich sahen, das die europäischen Seeleute Prinzeninsel nennen. Sie hatten die Insel an der Ostseite umsegelt und waren dann auf die Kaisersbai und den hohen Pit in den Lampongs zugesteuert. Das wenigstens war der Weg, den man sich einander im Lebakschen zugeflüstert hatte, wenn über offiziellen Büffelraub und unbezahlte Landrenten gesprochen wurde.

Aber der bestürzte Saibjah verstand nicht ganz, was man ihm sagte. Er begriff nicht einmal, was man ihm vom Tode seines Vaters erzählte. Es dröhnte in seinen Ohren, als hätte man in seinem Kopf auf einen Gong geschlagen. Er fühlte, wie das Blut in Stößen durch die Adern nach seinen Schläfen gedrängt wurde, die zu zerspringen drohten unter dem Druck so schweren Andrangs. Er sprach nicht und starrte mit verstörtem Blick umher, ohne zu sehen, was um ihn und neben ihm war, und brach schließlich in ein schauriges Lachen aus.

Eine alte Frau nahm ihn mit sich nach ihrem Haus und verpflegte den Armen. Bald lachte er nicht mehr so schaurig, aber noch sprach er nicht. Nur des Nachts wurden die Hausgenossen aufgeschreckt durch seine Stimme, wenn er tonlos sang: „Ich weiß nicht, wo ich sterben soll.“ Und einige Bewohner von Badur legten Geld zusammen, um den Boajos*) des Tjudjungflusses ein Opfer zu bringen für die

*) Eine Art Krokodil.

Genesung Saidjahs, den man für wahnsinnig hielt. Aber wahnsinnig war er nicht.

Denn eines Nachts, als der Mond heller schien, stand er auf von der baleh-baleh*) und verließ leise das Haus und suchte nach dem Fleck, wo Adinda gewohnt hatte. Er war nicht leicht zu finden, weil so viele Häuser eingestürzt waren. Strauchelnd über halb vermoderten Bambus und über Stücke des niedergefallenen Daches bahnte er sich den Weg nach dem Heiligtum, das er suchte. Und wirklich, er fand noch etwas wieder von der Wand, wo Adindas baleh-baleh gestanden hatte, und es steckte sogar noch der Bambushaken darin, an dem sie ihr Kleid aufhing, wenn sie sich schlafen legte.

Aber der baleh-baleh war zusammengestürzt wie das Haus und fast zu Staub vergangen. Er nahm eine Handvoll davon und drückte es an seine geöffneten Lippen und atmete sehr tief.

Am nächsten Tage fragte er die alte Frau, die ihn gepflegt hatte, wo der Reisblock sei, der in Adindas Haus gestanden hatte. Die Frau war erfreut, ihn sprechen zu hören, und lief im Dorf umher, um den Block zu suchen. Als sie Saidjah den neuen Eigentümer nennen konnte, folgte dieser ihr schweigend, und am Reisblock zählte er dann 32 eingekerbte Schnitte . . .

Da gab er der Frau so viele spanische Dollars, als nötig waren, um einen Blüffel zu kaufen, und verließ Badur. In Tjilangkahan kaufte er ein Fischerboot und erreichte nach einigen Tagen die Campongsche Küste, wo die Aufständischen sich gegen die niederländische Herrschaft erhoben. Er schloß sich einer Truppe Bantamer an, weniger um zu kämpfen, als um Adinda zu suchen, denn er war sanft von Gemüt und mehr für Traurigkeit empfänglich als für Bitterkeit.

Eines Tages, als die Aufständischen aufs neue geschlagen

*) Eine Ruhebänk aus Bambusrohr.

waren, irrte er umher in einem Dorfe, das soeben durch das niederländische Heer erobert war und deshalb in Flammen stand. Saidjah wußte, daß die Truppe, die dort vernichtet worden war, zum größten Teil aus Bantamern bestanden hatte. Wie ein Gespenst wandelte er um die Häuser, die noch nicht ganz verbrannt waren, und fand die Leiche von Adindas Vater, eine Bajonettwunde in der Brust. Neben ihm erblickte Saidjah die drei ermordeten Brüder Adindas, Jünglinge, fast Kinder noch, und ein wenig weiter lag die Leiche von Adinda, nackt, abscheulich mißhandelt . . .

Es war ein Stückchen blauer Leinwand eingedrungen in die klaffende Brustwunde, die einem langen Kampf ein Ende gemacht zu haben schien.

Da stürzte Saidjah einigen Soldaten entgegen, die mit gefälltem Bajonett die noch lebenden Aufständischen in das Feuer der brennenden Häuser trieben. Er umfaßte die breiten Säbelbajonette, schob sich mit voller Kraft vorwärts und drängte noch die Soldaten zurück mit einer letzten Kraftanspannung, während die Bajonette gegen seine Brust stießen.

Wenig später war in Batavia großer Jubel über den neuen Sieg, der wieder so viele Lorbeeren den alten Lorbeeren des niederländisch-indischen Heeres hinzugefügt hatte. Und der Landvogt berichtete nach dem Mutterland, daß die Ruhe in den Lampongs wieder hergestellt sei. Und der König der Niederlande, wohlinformiert durch seine Staatsdiener, lohnte wiederum soviel Heldenmut mit vielen Ritterkreuzen. Und wahrscheinlich stiegen aus den Herzen der Frommen in der Sonntagskirche oder in der Betstunde Dankgebete zum Himmel bei der Kunde, daß der „Herr der Heerscharen“ wieder mitgekämpft hatte unter dem Banner der Niederlande . . .

(Aus „Max Havelaar,“ 1859.)

Schnatterich.

(Der Autor, eingeladen, in einer kleinen Provinzstadt eine Vorlesung zu halten, wird auf dem Bahnhof von dem Veranstalter der Vorlesung, Schnatterich, und dessen Freunden empfangen und mit dem nachstehenden Wortschwall begrüßt.)

„Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?“

„Mein Name ist Schnatterich, zu dienen. Ich habe alles von Ihnen gelesen . . . sehr schön, wissen Sie! Darf ich das Vergnügen haben, Ihnen Herrn Plärrer vorzustellen . . . auch ein Geistesverwandter von Ihnen . . . Sakra, wie ist doch die Erzählung von Sa... Sa... Sa..., Herr Gott, wie heißt das doch wieder? . . . Ach, helfen Sie mir doch mal . . . diesen javanischen Tungen meine ich . . . O, es ist schön, wissen Sie . . . Das da ist Herr van Strhen . . . auch ein Anhänger von Ihnen . . . Denken Sie, daß er was glaubt? . . . Keine Idee! . . . Sie sind hier ganz unter Freunden, das versichere ich Sie . . . Kommen Sie nur schnell mit mir nach Hause, meine Frau wartet bereits mit dem Thee . . . Laßman, komm mit . . . Hier, diesen Weg rauf! Apropos, was meinen Sie zu dem Unterrichtsgesetz (Plärrer, wo bleibst du?). Ja, das Unterrichtsgesetz, wie finden Sie das? . . . Dies Gebäude da ist das Rathaus . . . Sie müssen unsern Bürgermeister mal sehen . . . der Kerl ist die reine Null . . . und den Gemeinderat . . . alles Wasserklöpfe ersten Ranges . . . 's ist hier 'ne verfluchte Wirtschaft . . . Na, es wird hübsch voll werden heute Abend . . . vorgestern waren schon dreizehn Plätze genommen . . . Der Pastor kommt auch . . . er ist so 'n Moderner, wissen Sie . . . 'n fideles Kerl . . . Was sagen Sie zu unserm Straßenpflaster? . . . Unglaublich, was? jetzt diese Straße . . . die Ecke herum, dann noch 'ne

Straße, und dann sind wir da! . . . Sie müssen vorlieb nehmen, so wie Sie es finden . . . wir haben Logirbesuch . . . sonst bekämen Sie ein schöneres Zimmer . . . meine Frau ist ein wenig unpäßlich in diesen Tagen . . . sie hat soviel getanzt in der Harmonie . . . aber sonst . . . Wer grüßte denn da? Ah, das ist Äffchen . . . der Steuereinnehmer . . . er kommt heute Abend auch . . . Ein Prachtkerl . . . Er ist von seiner Frau geschieden . . . auch Freimaurer, wissen Sie, und was für einer . . . und liberal, das versichere ich Sie . . . Wenn der Bruder Redner einmal weggeht, dann wird er es werden . . . reden kann der! . . . Sagen Sie, können Sie heute Abend in Ihre Rede nicht ein paar Worte über die Kloaken einflechten? . . . Ich habe nämlich einen Prozeß mit der Stadt und ich soll bezahlen . . . der Kram muß aufgebroschen werden . . . und ich behaupte, daß die Stadt das reparieren lassen muß . . . Ich werde Ihnen die Akten mal zeigen . . . denn Sie lieben ja Kuriositäten, das weiß ich . . . Zu Hause hab' ich ein kleines Gemälde, das mehr als 100 Jahre alt ist . . . man sagt, daß es einen großen Wert habe . . . aber . . . ach, ich laß es hängen . . . Sehn Sie diese Dame da mit den Locken . . . die durch die Gardine guckt? Das ist Fräulein Pimpelich . . . die Cousine unseres Prokurators . . . Sie führt ihm den Hausstand, denn er ist nicht verheiratet . . . Der vorige war ein ganz anderer Kerl . . . der hatte gut drei Frauen auf einmal . . . O, es ist 'ne tolle Wirtschaft hier! . . . Wissen Sie, was der Bürgermeister mir neulich zu sagen wagte? Er sagte . . . nicht wahr, Plärrer, er sagte: ‚Ich bin Bürgermeister und ich muß wissen, was ich zu tun und zu lassen habe!‘ Stellen Sie sich vor, so 'n Frechling! Was sagen Sie dazu? . . . Aber ich hab's ihm gegeben, das können Sie glauben! . . . Wonach sehen Sie? Das da? Das ist der Konzertsaal . . . Wollen wir schnell mal hineingehen? . . . Es ist auch ein Klub da . . . haben Sie Appetit auf ein Schnäpschen oder einen kleinen Punsch? . . . Nicht? . . . Na, auch gut! . . . Ja,

was ich sagen wollte . . . Wie steht es denn eigentlich mit der Affaire, die Sie mit Hellemans hatten? . . . Ist die aus? . . . Ah so, na, das hab' ich ja immer gesagt . . . Frank, der ist Notar hier — ein guter Kerl, aber etwas stumpfsinnig, wissen Sie — na also, Frank sagt, daß der Hellemans nach Amerika war, aber ich sagte immer, daß er in Schoonhoven wohnte, nicht wahr, van Stryen? Ja, das Amerika schluckt was Volks runter . . . Ich wollte auch hingehen, aber meine Frau ist dagegen, weil unser Kleiner so an Strofeln leidet, Sie verstehen schon . . . Sonst gern! . . . Ich sage immer, es lebe die Freiheit, und in so 'ner Republik, das ist 'ne ganz andere Chose, als wie die Wirtschaft hier . . . Aber unser Thorbecke ist ein hervorragender Mann, das ist mal sicher. Wissen Sie, was man in den englischen Zeitungen über ihn gesagt hat? . . . ‚Er war zu groß für so 'n kleines Volk,‘ sagten sie. Schön, was? . . . Es ist ein hervorrerrrrragender Kerl! . . . Und Franssen van der Putte,*) der gefällt Ihnen, was? Liberal! Und Fock!*) Hören Sie, Sie mögen sagen, was Sie wollen, wir sind doch famos fortgeschritten! Unser Pastor spielt ganz offen seine Partie Karten . . . wenn niemand vom Konsistorium dabei ist . . . Und seine Predigten! . . . Moral, reine Moral! . . . Denken Sie, daß er an Wunder glaubt? . . . So wenig als ich! . . . Sehn Sie, da geht er grade . . . Hat der wohl was Pastorales an sich? . . . Er kommt entschieden heute Abend, nicht wahr, Laßman? . . . Neulich hat er einen Vortrag gehalten über Insekten — Er hat 'ne ganze Menge davon, in Glaskästen, wissen Sie — na, und da sprach er darüber sehr geschickt, wissen Sie . . . denn er beschäftigt sich viel mit . . . wie nennen Sie es doch? . . . Richtig, Entomologie . . . Das ist seine Force! . . . Früher ordinierte er in Krummhausen, aber jetzt ist er hier . . . Bessere Bezahlung, wissen Sie . . . Viel Kinder — Racker von Jungens — aber sonst

*) Zwei Minister.

'n prächtiger Mensch . . . Man sagt, daß er sich um eine höhere Bürgerschule bewirbt . . . meinetwegen kann er sie kriegen! . . . He, sieh da . . . Krippelhof! Das ist ein Cousin von mir, der da aus dem Fenster sieht, aber einer von der frommen Sorte, wissen Sie . . . Krippelhof . . . pst . . . pst! Komm mal herunter, hier ist jemand, der dich sprechen will . . . So, da ist er schon . . . hier ist Mullatuli, der dich bekehren will . . . Du kommst doch heute Abend? Ich zahle deinen Platz. Nicht? Auch gut! . . . Wir halten auch eine religiöse Sitzung ab, aber ohne Psalmen . . . hi, hi, hi! Na, adjös! . . . Das hat geseffen. Er ist böse, wissen Sie, weil ich sagte, daß Sie ihn bekehren wollen. Er kann Sie partout nicht leiden, und er würde lieber sterben, als etwas von Ihnen lesen . . . ‚Es sind alles Lügen,‘ sagt er. Nu, er muß es ja wissen. Er und Kimmler . . . der da an der Ecke in dem Cigarrenladen wohnt — auch so 'n Frommer . . . er ist der Better von unserm Bäcker, doch das will er nie wahr haben — sie sind beide wütend auf Sie! Ja, Sie sehen, Sie haben hier auch Feinde; sie sagen immer (nicht wahr, Blärrer?), daß Sie so 'n gemeiner Kerl wären. / Aber wir sind Ihre Freunde — nicht wahr, van Stryen? Das werden Sie heute Abend sehen. Ich allein habe drei Plätze genommen. Aber meine Frau kommt nicht, wegen der Skrofeln von dem Kleinen, Sie wissen ja! Doch was hat sie schließlich davon! Aber, das ist gut, da habe ich ganz vergessen zu sagen, daß man die Stühle anders setzen soll . . . in dem Saal. Laßman, lauf mal schnell hin, willst du? Es müssen Gänge frei bleiben für die Bedienung . . . o, Sie wissen nicht, was es auf sich hat, so 'ne Vorlesung zu arrangieren. Und dann der Ärger mit dem Saalvermieter! Denken Sie, der Kerl will Pfropfengeld haben . . . na, mir soll er kommen! . . . Aber, was ich Sie schon lange fragen wollte . . . wenn Sie Gott leugnen, wer hat denn da alles gemacht? Denn, sehen Sie, ich frage mich immer, woher ist denn alles gekommen? Es muß doch ein Anfang dagewesen sein . . . Genesis? Na ja, das ist Dumm-

heit, das wissen wir ganz gut. Aber sehen Sie, im ‚Gebet der Unwissenden‘ — übrigens sehr schön! — da sagen Sie selber: ‚O Gott, es gibt keinen Gott!‘ Warum sagen Sie denn ‚o Gott‘? Aber schön ist es . . . das muß ich sagen. Schade, daß es sich nicht reimt, sonst wär's fast ein Vers. Was ich also sagen wollte, noch ein paar Straßen, dann sind wir da . . . unser Besuch wird wohl am Fenster sitzen — sie muß den Thee einschenken, denn meine Frau, Sie wissen ja, ist bei dem kleinen Jungen — Sie brauchen nur nach dem Hause mit den gelben Jalousien zu sehen, nicht wahr, van Stryen? Ich bin neugierig, was Sie zu meinem Jungen sagen werden . . . das ist einer! Denken Sie, was er diese Woche tat . . . Lafzman war dabei . . . er fluchte wie ein Ketzer! Und er ist erst sechs Jahr! . . . Sechs Jahre, was sagen Sie dazu? Und neulich hat er anderthalb Glas bayrisches Bier getrunken . . . das ist 'n Kerl! Übrigens, wird de Wal*) Ihnen nicht helfen? Es ist eine Schande, daß so wenig für die Sabanen getan wird. Wissen Sie, was ich sage? Ich sage, wir müssen die Menschen kulturell erziehen . . . das müssen wir! Unterricht . . . Lesen . . . Schreiben . . . das ist der wahre Jakob! Aber . . . es geschieht ja nichts, rein gar nichts! Wir würden sie schon kriegen! Ich halte Vorträge in dem Verein ‚Zum Nutzen der Sabaner‘ — nicht wahr, Plärrer? Ich bin Mitgründer, wissen Sie — und ich habe gesagt: ‚Lesen und Schreiben!‘ Ja, das habe ich gesagt! Der Pastor spricht auch darüber, aber er stottert ein bißchen . . . Sonst ist es so übel nicht, was der Mann sagt. Erwarten Sie viel Gutes von dem Agrargesetz? Was ist das doch für 'ne Sache! Aber, das ist sicher, die Konservativen sind am Ende ihrer Weisheit! Aber sagen Sie mal . . . ja, das wollte ich Sie noch fragen — Sie erlauben doch? — also, ich wollte Sie fragen (nicht wahr, van Stryen) — denn er wollte Sie auch danach fragen — was bezwecken Sie eigentlich mit

*) Ein Minister.

den ‚Minnebriefen.‘ Sie nehmen es mir doch nicht übel? Es ist nur, wissen Sie, weil wir eigentlich nicht recht klug daraus werden können. ‚Ja,‘ haben wir gesagt, ‚wenn er noch einmal so ‚ne schöne Erzählung machte von so ‚n javanischen Jungen, da . . .‘ Ja . . . wie heißt er doch gleich? Meine Frau hat dabei geweint, ja, der ‚Habelaar‘ ist schön, das muß ich sagen! Noch vergangne Woche habe ich ihn von Piet Krück geliehen, der in meinem Hause wohnt — ich wollte, er wäre erst wieder raus, der Mann bezahlt schlecht — also, der hat eine Leihbibliothek, deshalb! Jetzt liest unser Besuch drin . . . aber das von Droogstoppel überschlägt sie. Na, das ist ja auch ein langweiliger Kerl. Aber sonst . . . ich muß sagen, daß es schön ist. Und lassen Sie jetzt keine Volksausgabe drucken? Das müssen Sie tun. Denn sehen Sie, vier Gulden . . . das ist nicht jedermanns Sache. Sehn Sie dort die Bäume und den eisernen Zaun? Das ist mein Garten. Morgen können Sie drin spazieren gehn . . . Sie bleiben doch noch ‚n paar Tage? Ich habe eine Laube drin errichten lassen und auch ein Gewächshaus. Wollen Sie wohl glauben, daß mich der Zaun 200 Gulden kostet? Die Jungen vom Gymnasium liefen immer in meinen Pflirsichen herum . . . es mußte also sein. Sie zertraten mir die Blumen. Das konnte ich nicht mit ansehen, das tat mir zu leid! . . . So ‚ne Schlingel! Und der Polizeikommissar . . . na, das ist mir auch der Rechte! — Sie machen sich keinen Begriff, was für eine liederliche Wirtschafft hier ist! — der sagte . . . daß er dabei nichts tun könnte. ‚Gehn Sie zum Teufel!‘ sagte ich . . . na, da sind wir! Das ist unser Besuch . . . sehn Sie, was ich sagte: gelbe Jalousien . . . meine Frau ist hinten . . . und nun, tun Sie ganz, als ob Sie zu Hause wären . . .“

Uff!

Genügt das, Leser?

(Aus den „Ideen,“ 1870.)

Chresos. *)

Chresos wohnte in Bötien. Von Beruf war er Bürgermeister eines Dörfchens, dessen Namen ich nicht mehr weiß. Auch kann ich nicht sagen, wie er gerade nach Bötien verschlagen war, da seine Familie in Athen zu Hause war . . . ja, ich glaube sogar, daß er mit Alcibiades verwandt war, einem zu früh geborenen Franzmann. Chresos war ein guter Mensch und lebte zufrieden. Er sorgte für sein Dörfchen so gut er konnte und vergnügte sich in freien Stunden mit Lautespielen. Aber dies tat er nur in seinem Hause, und niemals fiel er jemand mit seinem Spiel lästig.

Und siehe da, es kamen Räuber, die den Bewohnern des Dörfchens, wo Chresos sein Amt hatte, Gewalt antaten. Er legte seine Laute nieder und versuchte die Räuber zu verzagen. Man sagte ihm, das hätte er nicht tun dürfen, weil die Räuber unter dem Schutze des Magistrats in der Hauptstadt ständen.

Aber Chresos glaubte das nicht, weil es ihm zu ungeheuerlich schien. Er fuhr fort, die Räuber zu bekämpfen, und da sie in der Überzahl waren, sandte er einen Boten nach Theben, um Hilfe zu fordern.

Aber anstatt ihm die verlangte Hilfe zu senden, antwortete man ihm, daß er ein unwürdiger Bürgermeister und keineswegs geeignet sei, ein Amt in Bötien zu bekleiden. Dem letzteren widersprach er nicht. Aber nachdem er seine Dorfbewohner zur Geduld ermahnt hatte, machte er sich mit Frau und Kindern auf den Weg, nichts mitnehmend als seine Laute. Sein Haus nahm ein anderer Bürgermeister ein, der sicherlich weniger ungeeignet war in den Augen des thebanischen

*) Die in Fabel gebrachte eigne Lebensgeschichte Mullatulis.

Magistrats, und der auch sehr befreundet schien mit den Räubern, die der dumme Chresos hatte ausrotten wollen. Wenigstens hörte man keine Klagen mehr über Räubereien, obgleich die Räuber im Land blieben.

Mit Mühe verschaffte Chresos sich Zugang zum Areopag und berichtete, was geschehen war. Er wies auf seine Familie hin, die durch das „Mißverständnis“ des Magistrats im Elend umkam. Denn noch immer hielt er das ganze für ein Mißverständnis. Ich habe bereits erwähnt, daß er eigentlich nicht nach Bötien hingehörte. Deshalb urteilte er so verkehrt.

Aber der Areopag antwortete nicht. Chresos ermahnte seine Frau zur Geduld — was nicht nötig war — und tröstete sich mit Lautspielen, das ein Bedürfnis für ihn zu sein schien. Die Töne, die er anschlug, standen in Harmonie mit seinen Empfindungen. Eigentlich war er kein großer Musikant, aber es ist etwas Besondres um das Lautspielen eines Vaters, der seine Kinder darben sieht. Darum, und nicht weil Chresos gut spielte, lauschte man nach ihm. Es war etwas Schneidendes in seinem Spiel, das grobe Ohren kitzelte. Und es gab sehr viel grobe Ohren in Bötien.

Wenn man sagte: „schön gespielt, Chresos, fahre fort,“ dann fiel seine Hand schlaff nieder, und es kam ihm eine Träne in das Auge bei dem Gedanken, daß dies ungewollte Lob der Preis war für den Hunger seiner Kinder. Lieber hätte er noch schlechter gespielt oder gar nicht, als so. Und er verglich seine Seele mit den Saiten seiner Laute, die gespannt sein mußten, um zu klingen . . . ja, bis zum Reißen straff, bevor seine Zuhörer zufrieden waren. „Ob die Saiten das wohl fühlen wie ich?“ dachte er.

Aber doch spielte er ab und zu, weil er nicht anders konnte. Und seine Familie hungerte geduldig.

Ofters noch wandte er sich an den Areopag. Endlich erhielt er das folgende Urteil:

„Der Areopag u. s. w.

Nach Anhören der Klagen des gewesenen Bürgermeisters Chresos über die Räubereien im Dorf . . . u. s. w.

Nach Anhören seines Gesuchs, zwischen ihm und dem Magistrat von Theben zu entscheiden . . . u. s. w.

Nach Kenntnissnahme der Erklärung des besagten Chresos, daß er und die Seinen sich in dringender Not befinden, infolge eines Mißverständnisses, das besagten Magistrat bewogen haben soll, Partei zu ergreifen für die Räuber, die das Dorf plünderten, wo besagter Chresos Bürgermeister war,

Nach Kenntnissnahme der Aussage vieler Zeugen, die besagten Chresos die Laute haben spielen hören,

wird von Rechts wegen der mehrgenannte Chresos zur Laute und in die Kosten des Prozesses verurtheilt.“

Der Areopag war bestochen und hieß Niederlande.

(Aus den „Minnebriefen,“ 1861.)

Der Impresario.

Ein elegant gekleideter Herr, mit goldprozierten Ringen an den Fingern, wandelte sehr zufrieden längs einer der Grachten in Amsterdam. Er weilte „Geschäfte wegen“ in der Stadt. Was für Geschäfte, werdet ihr sofort sehen. Vor ihm ging eine Frau mit einem Kinde. Durch irgend einen Unfall fiel das Kind ins Wasser. Die Mutter stieß einen Schrei aus . . . sprang dem Kinde nach und rettete es.

Der Mann von Geschäften sah das, holte sein Notizbuch hervor und fing an, etwas darin aufzuschreiben.

„Madame, darf ich so frei sein, nach Ihrem Namen und Ihrer Adresse zu fragen?“

„Mein Kind, mein Kind, ich habe mein Kind wieder!“

„Sehr wohl! Aber darf ich so frei sein . . .“

„Ich habe mein Kind zurück,“ wiederholte unaufhörlich

die Mutter, die nicht begreifen konnte, daß man sie nach etwas anderm als nach ihrem Kinde fragen konnte.

„Mit der Frau ist nichts anzufangen,“ brummte der neugierige Frager. „Se, lieber Freund, Sie sollen ein schönes Trinkgeld haben, wenn Sie mir morgen den Namen und die Adresse dieser Dame sagen können.“

Mit diesen Worten wandte sich der Fremde an einen der Umstehenden, und es scheint, daß er diesmal zu wissen bekam, was er zu wissen begehrte. Denn am nächsten Tage ließ er sich bei der glücklichen Mutter anmelden.

„Madame, ich hatte die Ehre, zugegen zu sein, als . . .“

„O, Sie waren dabei, mein Herr? Sie haben es gesehen? Ich sah nichts, ich hörte nichts, ich sprang nur . . .“

„Ja doch, gnädige Frau. Aber ich habe gehört . . .“

„Gehört?“

„Ja, gnädige Frau, ich habe gehört, wie Sie . . .“

„Gehört? Was denn?“

„Ich habe gehört, wie Sie aufgeschrien haben, gnädige Frau, und ich komme, Ihnen ein Engagement anzubieten bei meinem Theater.“

Arme Mutter!

Der Mann von „Geschäften“ war ein Impresario, der nach neuen Stars suchte. Er hieß Publikum.

(Aus den „Minnebriefen,“ 1861.)

Gittelos und unsittlich.

In Samojedien — ich weiß nicht, ob das Land so heißt, aber das ist eine Lücke in unsrer Sprache, die wir ausfüllen müssen — in Samojedien besteht die Sitte, sich vom Kopf bis zu den Füßen mit ranzigem Teer zu beschmieren.

Ein junger Samojede tat dies nicht. Er beschmierte sich durchaus nicht, weder mit Teer noch mit sonst etwas.

„Er folgt unsern Sitten nicht,“ sagte ein samojedischer Weiser, „er hat keine Sitten . . . er ist sittenlos.“

Das war sehr richtig bemerkt. Selbstverständlich wurde der junge Samojede mißhandelt. Er fing zwar mehr Robben als irgend ein anderer, aber das machte nichts. Man nahm ihm seine Robben, gab sie Samojuden, die sich gehörig mit Teer beschmierten, und ließ ihn hungern.

Aber es kam noch ärger. Der junge Samojede, nachdem er eine Zeitlang in diesem unbeschmierten Zustand fortgelebt hatte, fing endlich an, sich mit Eau de Cologne zu waschen . . .

„Er handelt gegen die Sitten,“ sprach nun der Weise, „er ist unsittlich! Wohl an, wir wollen ihm auch weiter die Robben wegnehmen und ihn überdies schlagen . . .“

Dies geschah. Aber weil man in Samojudien weder Schmähreden kannte noch ein Druckrecht, noch Verdächtigung, noch eine dumme Orthodoxie oder einen falschen Liberalismus, weder korrupte Politik noch korrumperende Minister, noch eine verrottete Zweite Kammer — so schlug man den Patienten mit den übriggebliebenen Knochen der Robben, die er selber gefangen hatte.

(Aus den „Ideen,“ 1862.)

Höhenleben.

1.

Hoch, hoch in der Luft schwebte ein Schmetterling. Er freute sich seiner Schönheit und seiner Freiheit, und vor allen Dingen genoß er den Anblick alles dessen, das unter ihm lag.

„Kommt mit nach oben, kommt hierher!“ schien er seinen Brüdern zuzurufen, die tief unter ihm über den Bäumen der Erde herumflatterten.

„O nein, wir trinken Honig und bleiben hier unten!“

„O, wenn ihr wüßtet, wie herrlich es ist, alles zu übersehen! O, kommt doch, kommt!“

„Gibt es denn da oben auch Blumen, aus denen wir Honig trinken können, den wir doch nötig haben, um zu leben?“

„Man kann von hier alle Blumen sehen, und dieser Genuß . . .“

„Hast du Honig dort oben?“

Nein, es ist wahr, Honig war dort oben nicht!

Der arme Schmetterling, der einen Widerwillen dagegen hatte, unten zu wohnen, wurde müde . . .

Doch er versuchte in der Höhe zu bleiben.

Er fand, daß es so schön war, alles übersehen zu können, alles in einem Blick zu erfassen.

Aber Honig . . . Honig? nein, Honig war dort oben nicht.

Und er wurde schwach, der arme Schmetterling! Sein Flügelschlag wurde immer träger. Und er ging niedwärts und über sah schon immer weniger . . .

Dennoch bemühte er sich . . .

Nein, es ging nicht, er sank! . . .

„Ei, da kommst du ja,“ riefen die Brüder. „Was haben wir dir gesagt? Du kommst nun doch, um Honig zu saugen aus den Blumen, ebenso wie wir. Wir wußten es wohl!“

So riefen die Brüder und freuten sich, daß sie recht hatten, wenn auch nur, weil sie kein Bedürfnis hatten nach dem Schönen da oben.

„Nun komm, und sauge Honig wie wir!“

Und der Schmetterling sank tiefer und tiefer . . . und wollte noch . . . da war ein Blumenstrauch . . . ob er den noch erreichen würde? . . . er sank nicht mehr . . . er fiel! Er fiel neben den Strauch, auf den Weg, auf den Fahrdamm . . .

Und da wurde er zertreten von einem Esel.

2.

Hoch, hoch in der Luft schwebte ein Schmetterling. Und er freute sich seiner Schönheit und seiner Freiheit, und vor

allen Dingen genosß er den Anblick alles dessen, das unter ihm war.

Er rief seinen Brüdern zu, sie sollten emporkommen, aber diese weigerten sich, weil sie den Honig nicht verlassen wollten, der unten war.

Er aber wollte nicht unten sein, weil er fürchtete, von plumpen Hufen zertreten zu werden.

Indessen, da er das gleiche Bedürfnis nach Honig hatte wie alle andern Schmetterlinge, so flog er auf einen Berg, wo schöne Blumen wuchsen, und der zu steil für Esel war.

Bergnügt flatterte er hier umher und labte sich am Honig, und war dankbar dafür, daß er nun nicht niederzuzfliegen brauchte.

Und wenn er sah, daß da unten einer seiner Brüder der Wagenspur am Wege allzu nahe kam, wo so viele herabgefallene Schmetterlinge zertreten werden, so suchte er sie durch Bewegen seiner Flügel zu warnen, so gut er es vermochte.

Aber darauf wurde nicht geachtet. Den Schmetterling auf dem Berge sahen seine Brüder unten überhaupt nicht, weil sie sich nur mit dem Sammeln des Honigs im Tal beschäftigten und gar nicht wußten, daß oben auf dem Berge auch Blumen wuchsen.

(Aus den „Ideen,“ 1864.)

Nicht im Programm.

In einem Hospital zu Amsterdam mußte einem Matrosen ein Bein amputiert werden.

Ein Arzt begann die Operation. Und der Matrose rauchte während der Dauer der ganzen Prozedur mit stoischer Ruhe seine Pfeife, ohne den leisesten Schmerzenslaut auszustossen. Er biß zwar von Zeit zu Zeit seine Zähne zusammen, aber kein Laut kam über seine Lippen.

Der Arzt bewunderte diese seltene Seelenstärke, und während er dem Matrosen den Verband anlegte, lobte er ihn sehr wegen seines heldenhaften Verhaltens.

Plötzlich indes stieß der Patient einen lauten Schrei aus . . .

Der Chirurg hatte ihn beim Verbinden gestochen! . . .

„Wie?“ sagte der Arzt erstaunt, „Sie schreien jetzt wegen eines Nadelschicks, Sie, der Sie soeben . . .“

„Das wohl . . .“ erwiderte der Matrose, „aber sehen Sie, Herr Doktor, dieser Stich war nicht im Programm!“

Der Matrose beklagte sich mit Recht.

(Aus den „Ideen,“ 1867.)

Die Definition der Spezialität.

„Nun bitte, aber ohne Scherz, sagen Sie uns doch, was ist das, eine Spezialität?“

„Ich scherzte nicht. Und ich werde auch jetzt nicht scherzen! Der Gegenstand ist zu ernst.“

Eine Spezialität ist eine Persönlichkeit, die während ihres ganzen Lebens eine Menge Dinge vernachlässigt hat, um den Preis der Mittelmäßigkeit zu gewinnen bei der Ausübung irgend eines Gewerbes, welches auch andere haben.

Eine Spezialität ist jemand, der sich blind macht durch das Hinstarren auf einen gewissen Punkt . . . der sich einbildet, das Recht zu haben, kurzsichtig zu sein oder es wenigstens zu scheinen — gegen alle anderen Dinge.

Eine Spezialität . . .

Aber ich werde Ihnen noch auf andere Weise eine Spezialität erklären . . .

Haben Sie manchmal die Straße fegen sehen?“

„Nicht oft genug, als es im Interesse der Hygiene zu wünschen wäre. Indessen zuweilen doch!“

„Saben Sie dann niemals den Wunsch in sich aufsteigen fühlen, dem Straßenseger den Besen aus der Hand zu reißen und ihm zu zeigen, wie man fegen muß?“

„O ja, oft!“

„Nun, nach der Vorstellung, die Sie vom Fegen haben, segten diese Leute gut?“

„Die Hand aufs Herz, bei meinem Seelenheil, bei meinem Glück und bei meinem Gewissen, vor Gott und vor den Menschen, nein!“

„Sehr gut! Nachdem wir das festgestellt haben, frage ich Sie, ob Sie glauben, ein ähnlicher Straßenseger sei in stande, Ihnen einen juristischen Rat zu erteilen, den Krupp Ihrer Kinder zu heilen, die Staatsschulden zu tilgen, die Buchdruckerkunst zu erfinden, Amerika zu entdecken u. s. w. u. s. w.“

„Die Hand aufs Herz, bei meinem Seelenheil u. s. w. Nein!“

„Nun gut! Dieser Straßenseger, der nicht fegen kann, und der kein anderes Gewerbe versteht, als nicht fegen zu können, das ist eine ‚Spezialität!‘“

(Aus „Over Specialiteiten,“ 1872.)

Ornis.

Mein Freund Ornis kaufte sich nach dem Tode seiner Frau, um sich von seinem Schmerz abzulenken, Vögel.

Wenn ich den Schmerz, den ihm der Tod seiner Ehehälfte verursacht, nach der Menge der Vögel bemessen sollte, so muß ich bekennen, daß er sehr betrübt gewesen ist. Denn die Zahl seiner Vögel war groß. Er besaß Finken mit Augen, und Finken, die blind waren. Kanarienvögel, schwarze, grüne, gelbe und bunte. Siebzehn Sorten Tauben. Dann Papageien, Kakadus, Krametsvögel, Krähen, Elstern, Pfaue,

Naben, Hennen, Truthühner, Enten, Gänse, Kalkuten, Kasuare, Straußvögel . . . und noch mehr . . . Zuviel, um sie alle aufzählen zu können — gerade wie die Nationalhelden in den Schulbüchern.

Wie der Mann zu dieser Sammlung gekommen ist, weiß ich nicht, und es ist auch nicht von Bedeutung für die Geschichte, die ich erzählen will.

Eines Morgens kam er zu mir und erzählte mir, daß er verreisen müsse, und daß seine Abwesenheit längere Zeit in Anspruch nehmen werde.

„Besten Freund,“ sagte er, „ich appelliere an Ihre Freundschaft! Ich soll reisen und weiß nicht, wie ich es anfangen . . .“

„Nun, Sie kaufen ein Billet auf dem Bahnhof . . .“

„Nein, das ist es nicht! Ich weiß nicht, was ich mit meinen Vögeln machen soll.“

„Wenn Sie sie mitnehmen?“ schlug ich vor.

„Nein, das geht nicht, wegen der Kosten. Und überdies, Tiwi brütet . . .“

Tiwi war ein junger Kanarienvogel, der „Ach, wie ist's möglich dann“ flötete.

„Gut, dann lassen Sie die Vögel zu Hause.“

„Man sieht, daß Sie niemals verheiratet gewesen sind . . . Daß Sie niemals Vögel gehalten haben! Zu Hause lassen . . . das ist leicht gesagt! Wer soll auf meine Tierchen achten, wenn ich weg bin? Wer soll ihnen was erzählen, ihnen vorflöten, ihnen Futter geben und sie reinigen?“

„Ach so, das ist die Sache! Und Ihr Appell an meine Freundschaft . . .“

„Ja, das ist die Sache! Ich wollte Sie bitten, während meiner Abwesenheit die Sorge für meine Vögel zu übernehmen . . .“

„Aber ich habe soviel zu tun!“

„Schieben Sie es doch auf! Meine Vögel . . .“

„Mein Vater ist krank . . .“

„Was hat das damit zu tun? Meine Vögel . . .“

„Meine Kinder haben die Masern!“

„Sie müssen warm gehalten werden! Meine Vögel . . .“

„Meine Verhältnisse sind zerrüttet . . .“

„Bitten Sie dann um Aufschub. Meine Vögel . . .“

„Besten Ornis, ich verstehe gar nichts von Vögeln!“

„Wie?“

„Glauben Sie mir, ich habe nie Vögel gehalten. Ich weiß wahrlich nicht, wie sie behandelt werden müssen.“

„Ah, das ist etwas anderes. Es ist gut, daß Sie mir das sagen. Dann will ich sehen, ob ich sonst jemand finde, dem ich getrost meine Lieblinge anvertrauen kann.“

Und Ornis ließ mich endlich in Ruhe, darum, „weil ich nichts von Vögeln verstand!“

Und nun frage ich, was bewegt so viele Leute, sich Kinder zu „halten?“

Dem guten Ornis war die Krankheit meines Vaters gleichgültig . . . meine dringenden Geschäfte, die Krankheit meiner Kinder, die Schwierigkeiten, mit denen ich zu kämpfen hatte. Nichts ließ er gelten . . . bis zu dem Augenblick, wo ich ihm sagte, daß ich nichts von Vögeln verstand!

Das war ein Grund! Auf diese Erklärung zog er seine Bitte zurück!

Keinen Verstand für Vögel! O! Sollte er seine Kanarienvögel behandeln lassen wie die Krähen, und seine Elstern wie die Truthühner? Sollte er meiner Unkenntnis das Talent von Livi überliefern, die durch ihr Brüten und Flöten Anspruch auf doppelte Sorge hatte? Sollte er die Ohren gefühlvoller Turkeltauben beleidigen lassen durch die vulgären Melodien von Flachsfincken? Sollte er durch ein Versehen — wie es ja von meinen ungeschickten Händen zu erwarten war — den zarten Magen eines Zaunkönigs den Hufeisen und den alten Pantoffeln bloßstellen, die übriggeblieben waren vom Frühstück der Casuare und der Strauße? Nein, und hundertmal nein! Keinen Verstand für Vögel? Dann war ich nicht würdig, sie zu bewachen und zu versorgen!

So sprach Ornis.

Und nun frage ich noch einmal: „Warum ‚halten‘ so viele Leute Kinder?“

Und wenn ich dann berechne, daß die Zahl der Kinder auf der Erde ungefähr sechshundert Millionen ist . . .

Und daß diese Kinder „gehalten“ werden von drei bis vierhundert Millionen Menschen, die in der Mehrzahl keinen Verstand haben für . . . Vögel . . .

Ach, dann muß ich mein Fenster öffnen, um nicht in eine Stimmung zu fallen, gleich der etwa von dem armen Zaunkönig nach einem so verkehrten Frühstück!

(Aus „Der kleine Walthier,“ 1862.)

Das Märchen vom japanischen Steinhauer.

Es war einmal ein Mann, der Steine aus einem Felsen hieb. Seine Arbeit war sehr schwer, und er arbeitete sehr viel, doch sein Lohn war gering, und zufrieden war er nicht.

Er seufzte, weil seine Arbeit schwer war. Und er rief: „Ach, daß ich reich wäre, um zu ruhen auf einer Baleh-baleh, mit Klambu*) von roter Seide!“

Und es kam ein Engel vom Himmel, der sagte: „Dir soll geschehen, wie du gesagt hast.“

Und er war reich. Und er ruhte auf einer Baleh-baleh, und die Klambu war von roter Seide.

Und der König des Landes zog vorbei mit Reitern vor seinem Wagen. Und auch hinter dem Wagen waren Reiter, und man hielt den goldenen Pajong**) über das Haupt des Königs.

*) Klambu, eine Garbine.

**) Pajong, ein Sonnenschirm, das Zeichen besondrer Vornehmheit.

Und als der reiche Mann das sah, verdroß es ihn, daß kein goldener Pajong über seinem Haupte gehalten wurde, und zufrieden war er nicht.

Er seufzte und rief: „Ich wünschte, ich wäre der König!“

Und es kam ein Engel vom Himmel und sagte: „Dir geschehe, wie du gewünscht hast.“

Und er war König. Und vor seinem Wagen ritten viele Reiter, und auch hinter seinem Wagen waren Reiter, und über seinem Haupte hielt man den goldenen Pajong.

Und die Sonne schien mit heißen Strahlen und verbrannte das Erdreich, so daß das Gras dürr wurde.

Und der König klagte, daß die Sonne ihm ins Gesicht brannte und Macht hatte über ihn. Und zufrieden war er nicht.

Er seufzte und rief: „Ich wünschte, ich wäre die Sonne!“

Und es kam ein Engel vom Himmel, und der sagte: „Dir geschehe, wie du gewünscht hast.“

Und er war die Sonne. Und er sandte seine Strahlen nach oben und nach unten, nach rechts und nach links, und überall hin.

Und er verbrannte das Gras auf der Erde und das Gesicht der Fürsten, die auf der Erde waren.

Und eine Wolke stellte sich zwischen die Erde und ihn, und die Strahlen der Sonne prallten von ihr zurück.

Und er wurde zornig, daß seiner Macht widerstanden ward, und er klagte, daß die Wolke mächtiger war als er, und zufrieden war er nicht.

Er wollte die Wolke sein, die so mächtig war.

Und es kam ein Engel vom Himmel und sagte: „Dir geschehe, wie du gewünscht hast.“

Und er wurde eine Wolke und stellte sich zwischen die Sonne und die Erde, und fing die Strahlen auf, so daß das Gras grün wurde.

Und die Wolke regnete in großen Tropfen auf die Erde

und ließ die Flüsse anschwellen, und Springsfluten führten die Herden hinweg.

Und er verwüstete durch viel Wasser das Feld.

Und er fiel nieder auf einen Fels, der nicht wich. Und er goß in großen Strömen, aber der Fels wich nicht.

Und er wurde zornig, weil der Fels nicht weichen wollte, und weil die Stärke seiner Ströme eitel war. Und zufrieden war er nicht.

Er rief: „Dem Felsen ist Macht gegeben über mir! Ich wünschte, der Felsen zu sein.“

Und es kam ein Engel vom Himmel, und der sagte: „Dir geschehe, wie du gewünscht hast.“

Und er wurde Felsen und bewegte sich nicht, wenn die Sonne schien, und nicht, wenn es regnete.

Und da kam ein Mann mit Hacke und mit spitzem Meißel und mit schwerem Hammer, der Steine aus dem Felsen hieb.

Und der Felsen sagte: „Was ist das, daß der Mann Macht hat über mir und Steine haut aus meinem Schoß!“ Und zufrieden war er nicht.

Er rief: „Ich bin schwächer als jener . . . ich wünsche, dieser Mann zu sein!“

Und es kam ein Engel vom Himmel, und der sagte: „Dir geschehe, wie du dir gewünscht hast.“

Und er war ein Steinhauer. Und er hieb Steine aus dem Felsen mit schwerer Arbeit, und er arbeitete sehr schwer für wenig Lohn, und er war zufrieden.

(Aus „Max Havelaar,“ 1859.)

Multatuli, Erzählungen und Skizzen.

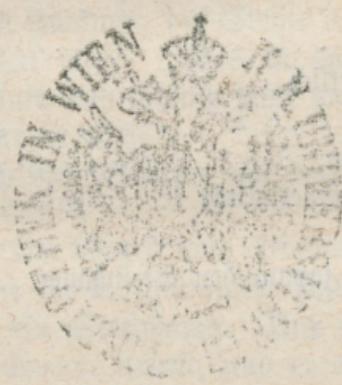
Inhalt.

	Seite
Einleitung	3
Im Spielsaal	9
Seekrankheit	28
Saidjah und Adinda	56
Schnatterich	81
Chresos	87
Der Impresario	89
Sittenlos und unsittlich	90
Höhenleben	91
Nicht im Programm	93
Die Definition der Spezialität	94
Ornis	95
Das Märchen vom japanischen Steinhauer	98

Verlag des Verfassers, Wien

1894

Verlag des Verfassers
Wien



Deutsche Erzähler und Erzählerinnen der Gegenwart in der Universal-Bibliothek.

- Achleitner, Geschichten aus den Bergen. 2625. 2696. 2769. 2963. 3323.
 Adlersfeld-Ballesheim, Windbeutel u. and. heitere Geschichten. 4071.
 Bernhard, Die Glücklichen. 4050.
 Blüthgen, Die schwarze Kascha. 1597.
 —, Gedankengänge eines Junggesellen. 3700.
 —, Aus gärender Zeit. 4232–4235.
 Boy-Ed, Aus Tantalus Geschlecht. 4211–4214.
 Eckstein, Der Besuch im Carcer. 2340.
 —, Humoresken. 621. 1640.
 —, Maria la Brusca. 1721.
 Franzos, Die Heze. 1280.
 Frenzel, Das Abenteuer. 1601.
 —, Der Hausfreund. 1820.
 Fritz (Singer), Briefe eines Junggesellen. 3200.
 —, Thoren und Thörinnen. 3314.
 —, Voran die Liebe! 3860.
 Gottschall, Die Adlerheze. 2608.
 —, Lesefrüchte. 2670.
 —, Die zehnte Sprache. — Der Zeuglieutenant. 2474.
 — Der Verräter. 2570.
 Greinz, Die Steingruberschen. 3186.
 Groller, Ganz zufällig u. a. Nov. 3900.
 Groß, Drei Geschichten. 2307.
 Heiberg, Die Andere. — Einmal im Himmel. 3381/82.
 Heigel, Der Theaterteufel. 915.
 —, Veranda am Gardasee. 1131.
 Heyse, Zwei Gefangene. 1000.
 Jensen, Sonnenblut. 3000.
 Kreger, Baßgeiger. 3207.
 Krickeberg, Überflüssig. — Der Häßliche. 3945.
 Ringg, Byzantinische Novellen. 3600.
 Lorn, Gabriel Solmar. 732–35.
 Perfall, Die Uhr. 4130.
 Peschkau, Am Abgrund. 2219.
 —, Die Prinzessin. 1801.
 Peschkau, Moderne Probleme. 3440.
 Pözl, Hoch vom Kahlenberg. 3844. 3888. 3905.
 —, Die Leute von Wien. 2629/30.
 —, Der Herr von Niglerl und andere humoristische Skizzen. 3005/6.
 —, Wien. 2065. 2101. 2169.
 Proelß, Modelle. 4169/70.
 Raabe, Zum wilden Mann. 2000.
 Reichenbach, Oberschlesische Dorfgeschichten. 4240.
 Resa, Mein erster Freier und andere Humoresken. 3708.
 Roberts, Um den Namen. 4249/50.
 Rosegger, Geschichten und Gestalten aus den Alpen. 4000.
 Schmidt, Maxim., Umstummerl. 1851.
 Schönthan, Kinder von heute. 4197.
 —, Franz und Paul, Kleine Humoresken. 1680. 1790. 1939. 2279.
 Spielhagen, Alles fließt. 4270.
 —, Die Dorfkette. 4100.
 —, Was die Schwalbe sang. 4138 bis 4140.
 Stern, Auf fremder Erde. 1129.
 —, Violanda Robustella. 1300.
 —, Die Wiedertäufer. 1625.
 Telmann, Unheilbar. 3750.
 Vof, Maria Botti. 1706.
 Westkirch, Diebe. 3800.
 —, Urshels Fundgut. 4201.
 Wichert, Eine Geige. — Drei Wethnachten. 1370.
 —, Für todt erklärt. 1117.
 —, Am Strande. 1227.
 —, Nur Wahrheit! — Sie verlangt ihre Strafe. 1500.
 —, Ein Komödiant. 3878.
 Widmann, Der Redacteur. — Als Mädchen. 1926.
 Jobeltitz, König Pharaos Tochter und andere Novellen. 4200.

Preis pro Nummer 20 Pf.

Reclam's billigste Klassiker-Ausgaben.

- Börnes gesammelte Schriften. 3 Bände. Geh. 4 M. 50 Pf. —
In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.
- Byrons sämtliche Werke. Frei übersezt v. Adolf Seubert.
3 Bände. Geheftet 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.
- Gaudys ausgewählte Werke. 2 Bände. Geh. 3 M. — In
2 eleganten Leinenbänden 4 M.
- Goethes sämtl. Werke in 45 Bdn. Geh. 11 M. — In 10 eleg.
Leinenbänden 18 M.
- Goethes Werke. Auswahl. 16 Bände in 4 eleg. Leinenbänden. 6 M.
- Grabbes sämtliche Werke. Herausgegeben von Rud. Gott-
schall. 2 Bände. Geh. 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.
- Hauffs sämtliche Werke. 2 Bände. Geheftet 2 M. 25 Pf. —
In 2 eleg. Leinenbänden 3 M. 50 Pf.
- Heines sämtliche Werke in 4 Bänden. Herausgegeben von
D. F. Lachmann. Geh. 3 M. 60 Pf. — In 4 eleg. Ganzleinenbänden. 6 M.
- Herders ausgewählte Werke. Herausgegeben von Ab. Stern.
3 Bände. Geheftet 4 M. 50 Pf. — In 3 eleg. Leinenbänden 6 M.
- H. v. Kleists sämtliche Werke. Herausg. v. Eduard Grisebach.
2 Bände. Geh. 1 M. 25 Pf. — In 1 eleg. Leinenband 1 M. 75 Pf.
- Körners sämtliche Werke. Geh. 1 M. — In eleg. Lnbb. 1 M. 50 Pf.
- Lenaus sämtliche Werke. Mit Biographie herausgeg. v. Emil
Barthel. 2. Aufl. Geh. 1 M. 25 Pf. — In eleg. Lnbb. 1 M. 75 Pf.
- Lessings Werke in 6 Bänden. Geheftet 3 M. — In 2 eleg.
Leinenbänden 4 M. 20 Pf. — In 3 Leinenbänden 5 M.
- Lessings poetische und dramatische Werke. Geheftet 1 M. —
In eleg. Leinenband 1 M. 50 Pf.
- Longfellow's sämtliche poetische Werke. Uebersetzt v. Herm.
Simon. 2 Bde. Geh. 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.
- Ludwigs ausgewählte Werke. 2 Bände. Geh. 1 M. 50 Pf. —
In 1 eleg. Leinenband 2 M.
- Miltons poetische Werke. Deutsch von Adolf Böttger. Geh.
1 M. 50 Pf. — In eleg. Leinenband 2 M. 25 Pf.
- Molières sämtliche Werke. Herausgegeben v. C. Schröder.
2 Bände. Geh. 3 M. — In 2 eleg. Leinenbänden 4 M. 20 Pf.
- Rückerts ausgewählte Werke in 6 Bänden. Geheftet
4 M. 50 Pf. — In 3 eleganten Leinenbänden 6 M.
- Schillers sämtliche Werke in 12 Bdn. Geh. 3 M. — In 3 Halb-
leinenbänden. 4 M. 50 Pf. — In 4 Ganzleinen- od. Halbfranzbänden. 6 M.
- Shakespeares sämtl. dram. Werke. Dtsch. v. Schlegel,
Venda u. Wosß. 3 Bde. Geh. M. 4.50. — In 3 eleg. Leinenbänden. 6 M.
- Stifters ausgew. Werke. Mit biographischer Einleitung herausgeg.
von R. Kleinede. 4 Bände. Geh. 3 M. — In 2 Ganzlbbn. 4 M.
- Uhlands gesammelte Werke in 2 Bänden. Herausgegeben
v. Friedr. Brandes. Geh. 2 M. — In 2 eleg. Leinenbänden. 3 M.

Ausgaben in elegantem Einband mit Goldschnitt.

- Bern, Maximilian**, Declamatorium. Eine Musterfamllung ernster und heiterer Vortragsdichtungen aus der Weltliteratur. M. 2.
 —, Deutsche Lyrik seit Goethes Tode. Neue Ausgabe. M. 2.
Bürger, Gottfried August, Gedichte. M. 1.50.
Chamisso, A. v., Gedichte. Mit Chamisso's Bildnis. M. 1.75.
Drofte-Hülshoff, Annette Freiin v., Gedichte. M. 1.75.
Eichendorff, Jos. Frhr. v., Gedichte. Gesamtausgabe. M. 1.50.
 —, Aus dem Leben eines Taugenichts. Novelle. M. 1.20.
Feuchtersleben, Zur Diätetik der Seele. Mit Porträt. M. 1.20.
Girshner, Otto, Musikalische Aphorismen. M. 1.20.
Goethe, Faust. Der Tragödie beide Teile. M. 1.
Gottschall, Rudolf, Rose vom Kaukasus. Dramatisches Gedicht in zwei Aufzügen. Mit dem Bildnis des Verfassers. M. 1.20.
Habberton, John, Helenes Kinderchen und Andre Leute Kinder. Zusammen in 1 Bande. M. 2.
Hammer, Julius, Schau um dich und Schau in dich! Dichtungen. Mit dem Bildnis des Dichters. M. 1.20.
Hebbel, Gedichte. M. 1.75.
Heine, Heinrich, Buch der Lieder. Vollständige Ausgabe. M. 1.20.
Lavater, J. C., Worte des Herzens. M. 1.20.
Lenau, Nicolaus, Gedichte. Gesamtausgabe. M. 1.50.
Minnesang, Deutscher. Lieder aus dem zwölften bis vierzehnten Jahrhundert. Übertragen von B. Obermann. M. 1.20.
Müller, Wilhelm, Gedichte. M. 1.75.
Petersen, Marie, Die Irrlichter. M. 1.20.
 —, Prinzessin Ise. Ein Märchen aus dem Harzgebirge. M. 1.20.
Rückert, Gedichte. M. 1.20.
 —, Liebesfrühling. M. 1.20.
Schefer, Leopold, Laienbrevier. Mit Schefers Bildnis. M. 1.50.
Schulze, Ernst, Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gefängen. M. 1.20.
Schwab, Gustav, Gedichte. Gesamtausgabe. M. 2.
Spitta, R. F. Ph., Psalter und Harfe. 2 Teile. M. 1.20.
Strodtmann, Adolf, Gedichte. Gesamtausgabe. M. 1.20.
Tegnér, Frithjofs-Sage. Deutsch von Mohnike-Zoller. M. 1.20.
Uhland, Lud., Gedichte. Mit dem Bildnis des Dichters. M. 1.50.
Wichert, Die gnädige Frau von Parey. Tramolett. M. 2.
Witschel, Morgen- und Abendopfer. M. 1.20.

Goethe, Gedichte. M. 1.20. — **Schiller**, Gedichte. M. 1.

Abonnieren Sie auf
Reclams
Universum

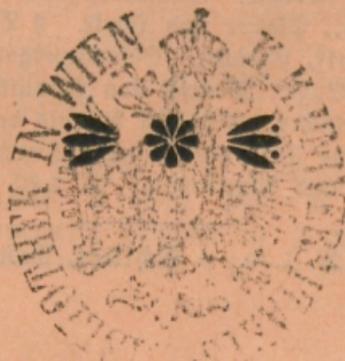
Illustrierte Wochenschrift

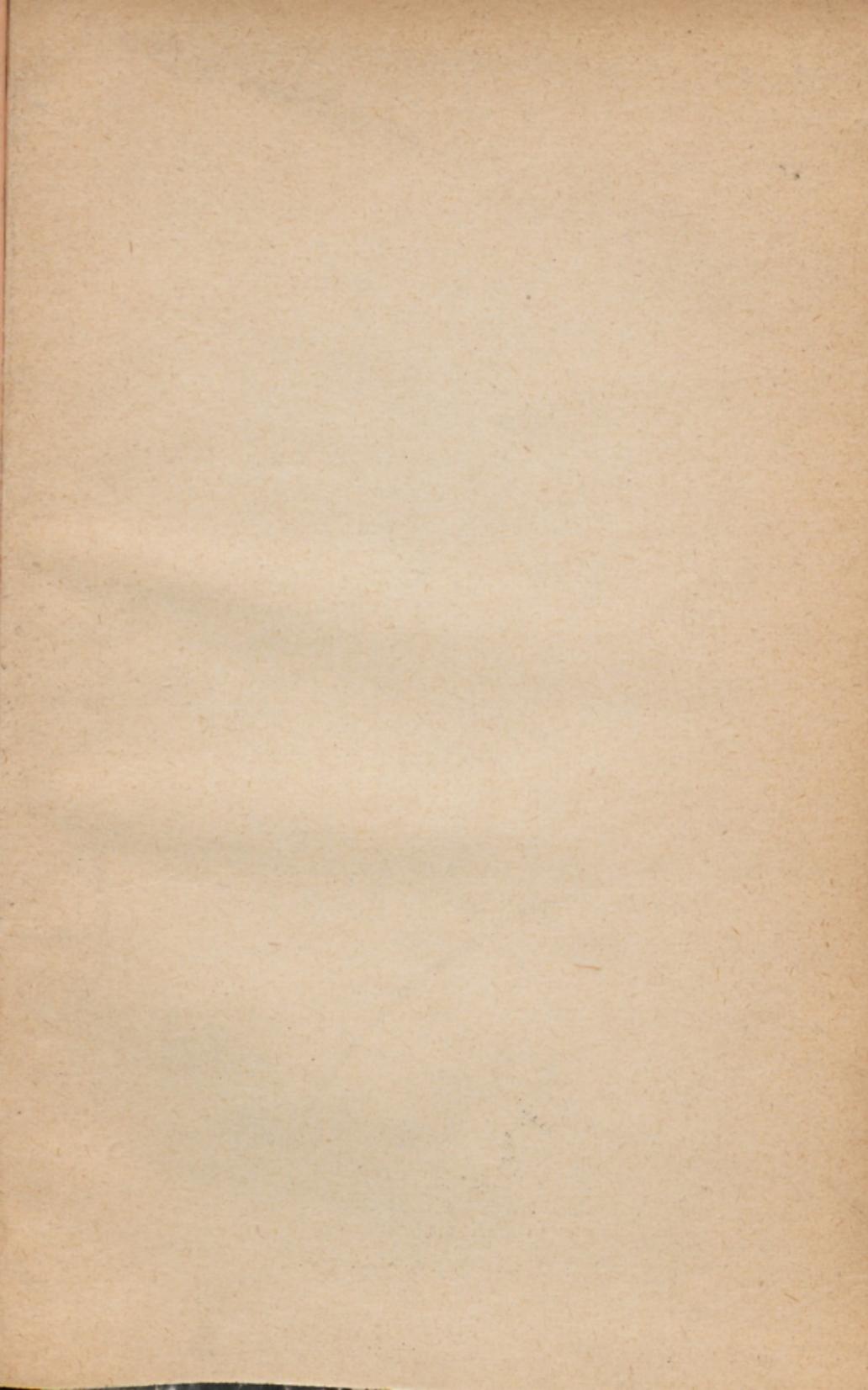
Jährlich 52 Hefte

30 Pfennig.

Im Abonnement:

27 Pf.* 0.32 ö.-u. K.-W.* 37 Ctms.





UB Wien



+AM567417008

JOSEF NAGEL

Buchbinder

Wien, V. Rüdigerstraße 14



www.books2ebooks.eu